

Ronald L. Babb

Kokain

Aus der Drogenhölle Perus zur Freiheit.
Ein persönlicher Bericht

Gekürzte Fassung des
1990 beim Hänssler Verlag, Neuhausen-Stuttgart
veröffentlichten Buches

Kokain

Die Indions kauen schon seit Jahrtausenden ihre Kokablätter. Wir haben das Kokain erst so gegen 1860 in unseren Labors in chemisch reiner Form entdeckt. Dann wurde es in die „Coca-cola“ gemischt. Bis 1903 waren Kokainbeigaben in der berühmten dunklen Amibraise. Ein wahrhaft anregendes Gesöff.

Die ersten Rockmusiker haben ihre Seelen an Sex, drugs and rockmusic verkauft. Es entstanden Tausende von Drogensongs.

Kokain spielte darin immer eine besondere Rolle. Es soll ja kreativ und vor allem aktiv machen. Marianne Faithfull und ihre Freunde, die „Stones“, hatten scheinbar familiäre Bindungen an den Stoff. Sie sangen Ende der 60er von ihrer „sister morphine“ und ihrem kühlem „cousine cocain“.

Der alte Barde Hannes Wader schockte uns dann 1970 mit seinem skurilen Text über eine drogenversklavte Familie. Alle dachten an Drogen, aber „cocain“ war „all around my brain“. Das war wohl alles um den Tag herum als „conny cramer starb“ (Juliane Werding). Seine Todesglocken haben bis heute nicht aufgehört zu klingen. Aber wer hört auf die Todesglöckchen, wenn J.J. Cale und Eric Clapton uns ihren weltmeisterlichen Drogensong ins Ohr hängen. „Cocain“ bietet Drogeninfos auf höchstem musikalischer Ebene. Das Kreativpulver wirkt.

Mit der „Neuen Deutschen Welle“ schwappte ein Song in die Discos, der wegen seines lauten Sniefgeräusches kultig 'rüberkam. Die Band „Extrabreit“ wusste viel über das weiße Pulver zu singen. Warum wohl? wo wird das Pulver konsumiert?

„Hamburg, München, Frankfurt, Berlin

Kokain
Stuttgart, Köln, Duisburg, Wien
Kokain“

wer nimmt das Zeug?

„Schauspieler, Musiker, Politiker
Kokain

Prostituierte, Manager, Zahnärzte
Kokain“

und sie wussten, was aus den Konsumenten wird!

„... ich werd zum Ungeheuer.“

Drogen ohne Ende. **Drogensongs bis der
Notarzt kommt.** Von den „Ärzten“ („Lieber Tee“) bis Neil Young („Cocain Eyes“). Wer kommt in dieser süchtigen Welt schon ohne Droge aus?

Wir müssen uns von der Eintagsfliegen Mädchencombo „Tic-tac-toe“ fragen lassen „warum?“. Sie singen von einem „kleinen Stück vom Glück“. Sie wissen, es ist „nur für einen Kick, für den Augenblick“? und es gibt für die meisten kein Zurück. „Du kommst nie mehr zurück – komm zurück...!“

Unser Titelheld Ronald, der uns in diesem Buch in eine dramatische Story reinzieht, war auch auf das schnelle Glück aus. Mit dem schnellen Pulver wollte er zusammen mit seinen Kumpels in Südamerika megaviel Kohle in kurzer Zeit machen. Ein gefährliches Spiel. Erfolgreich mit Drogen zu dealen, dass kann auch schon ein Kick vor dem Kick sein. Viel Geld, viel Risiko war im Spiel. Doch die Illusion zerplatze wie ein Luftballon. Aus dem großen „high“ wurde ein schmerzhafter Marsch durch die Hölle. Lies seine „dealerstory“ und du wirst erfahren, dass Tiefpunkte zu Wendepunkten werden können.

Als ich mein Hotel verließ, ging gerade die Sonne über der peruanischen Hauptstadt Lima auf. Ich befand mich im Stadtteil Miraflores, nicht das Zentrum von Lima, aber ein geschäftiger Ort, an dem die meisten ausländischen Firmen ihre Büros haben und wo man noch einigermaßen sicher ist vor Taschendieben. Ich sah mich unauffällig um: Alles war ruhig und normal.

Miguel fuhr auf die Minute pünktlich an mir vorbei und stellte seinen

Wagen einen Block weiter ab. **"Der Aktenkoffer steht hinter dem Sitz.** Wir haben die ganze Nacht daran gearbeitet. Es ist exzellent geworden“, sagte er mir und reichte mir die Autoschlüssel. „Sehr gut. Ist dir auch keiner gefolgt?“, entgegnete ich. „Nein, alles klar. Ruf mich heute Nachmittag an, okay?“

Während ich zum Auto ging, sah ich mich noch einmal um. Aber es war nichts Verdächtiges zu entdecken. Ich startete den Wagen und fuhr zunächst ziellos um ein paar Ecken. Niemand heftete sich an meine Fersen. Langsam wurde ich ruhiger.

Ich stellte den Wagen in der Nähe des Hotels wieder ab und ging mit dem Koffer auf das Apartmenthaus „Central“ gegenüber meinem Hotel zu. Auf dem Weg kaufte ich bei einem alten Mann, der an seinem schäbigen Straßenstand auch einzelne Zigaretten und Kaugummis anbot, noch eine Zeitung. Wenn Polizei in der Nähe gewesen wäre, hätte ich ihm das anmerken können. Aber er wirkte völlig normal. Es war der 9. September 1982, ein Donnerstag. Ein Tag wie jeder andere. Offiziell war ich als Geschäftsführer meiner Fluggesellschaft in Lima.

Ich fuhr mit dem Aufzug in den siebten Stock und betrat die Zweizimmer-Wohnung, die ich zusammen mit meinem Partner Joachim Fiebelkorn gemietet hatte. Ich verriegelte gründlich die Tür, warf den Koffer aufs Bett und öffnete ihn. Unter einer Lage alter Zeitschriften tauchten fünf transparente Plastiktüten auf, jede randvoll mit einem Kilogramm „weibem Gold“ – Kokain. Ich öffnete eine der Tüten, fingerte ein paar der

Flocken heraus und streute sie in ein Glas Wasser. Sie lösten sich nahezu vollständig auf. Anschließend warf ich einige Partikel in ein Glas mit Bleiche und beobachtete, wie sie langsam zu Boden sanken und dabei Schlieren bildeten. Einwandfreie Qualität.

Von der Halle aus rief ich Joachim an und lud ihn zum Frühstück ein. Zehn Minuten später kreuzte er auf und setzte sich an meinen Tisch. „Was ist los, Ronnie? Ist der Peruaner endlich soweit?“

„Er war bereits hier“, sagte ich triumphierend. „Alles erledigt. **Das Zeug ist in unserer Wohnung.**“ Joachim blickte auf: „Warum hast du mir nichts davon gesagt? Es war doch vereinbart, dass ich mitkomme.“

„Er kam so früh, dass ich dich nicht aufwecken wollte. Es war wichtiger, dass die Sache reibungslos über die Bühne geht“, antwortete ich. „Wenn du so weitermachst, kannst du den Dreck bald allein erledigen. Ich soll den Stoff schließlich nach Kanada bringen. Deshalb möchte ich wissen, was läuft“, ereiferte sich Joachim. Auch ich war jetzt verstimmt. Mit Joachim würde ich sicher nicht mehr zusammen arbeiten. Wenn der Job erledigt war, würde ich ihm sein Geld geben und dann den Kontakt abbrechen, beschloss ich.

Joachim hatte es eilig, in die Wohnung zu kommen. Ich schnitt nun auch die übrigen vier Tüten auf und schüttelte den Stoff etwas zurecht. „Na, was hältst du davon? Beste Qualität!“ Joachim zerrieb ein Stückchen zwischen seinen Fingern, wobei es sich ölig auflöste: „Ja. Hätte ich gar nicht gedacht, dass die Leute hier so etwas fertig bringen. Aber an meine Ware in Bolivien reicht es nicht heran.“

„Okay, machen wir uns an die Arbeit“, forderte ich ihn auf. Der Stoff musste portioniert und in kleine Tüten abgefüllt werden. Joachim wuschte sich Schweißperlen von der Stirn. „Ich besorge schnell ein paar Flaschen Cola und Zigaretten. Bin in fünf Minuten wieder zurück“, sagte er. An der Tür drehte er sich noch einmal um: „Ronnie?“ Wir sahen uns

in die Augen. Er winkte ab: „Ach nichts, schon gut. Bis gleich!“ Dann verschwand er endgültig.

Was sollte das jetzt? Für mich war Joachim immer etwas rätselhaft und undurchschaubar gewesen. Ich traute ihm nicht. Aber wir kannten uns nun schon seit zwei Jahren. Damals war er in Santa Cruz in Bolivien

Anführer einer Söldnertruppe gewesen, die sich am Putsch des Generals García Meza beteiligt hatte.

Joachim hatte zum Dank dafür Befehlsgewalt über die Drogenpolizei von Santa Cruz erhalten und sein Geschäft damit sozusagen legalisiert. Mein alter Freund Hans hatte damals mit ihm Kontakt aufgenommen und Walter und mich zum Mitmachen bewegt.



Joachim Fiebelkorn (zweiter von rechts, stehend) und Hans Stellfeld (dritter von rechts) als Mitglieder von Klaus Barbies Killer-Trupp in Bolivien.

Während ich mit dem Umfüllen des Kokains begann, rumorte es plötzlich an der Wohnungstür. Das wird Joachim sein, dachte ich mir. Niemand

wusste, dass wir hier waren. Als ich zur Tür ging, um ihm zu öffnen, flog sie plötzlich mit großem Krachen aus den Angeln. Ich war völlig verblüfft und ging sogar noch einen Schritt weiter. Eine Kokaintüte und den Löffel hielt ich in der Hand. Herein kam ein Dutzend wild aussehender Gestal-

ten mit **Maschinenpistolen und Revolvern**, bekleidet mit schäbigen Anzügen oder Lederjacken. Ich hielt sie im ersten Moment für Mafiosi, die mir den Stoff abnehmen wollten. Aber dann schrie einer: „Alto! Policia! Policia!“ Und ein anderer machte ein Blitzlichtfoto von mir.

Schlagartig wurde mir klar, dass der Moment gekommen war, vor dem ich mich zwei Jahre lang insgeheim immer gefürchtet hatte: Die Polizei war hinter die ganze Sache gekommen! Plötzlich fühlte ich mich schuldig. In dem Moment schlug mir jemand seine Faust ins Gesicht und streckte mich zu Boden.

Die Kokaintüte flog durch die Luft. Sämtliche Waffenmündungen richteten sich auf mich. Die Horde versetzte mir Tritte und Fausthiebe. Dann drückten sie mich brutal auf den Bauch und drehten die Arme auf den Rücken. Ich hörte Handschellen zuschnappen und hatte das Gefühl, meine Handgelenke würden zerquetscht.

Die Kokaintüte flog durch die Luft. Sämtliche Waffenmündungen richteten sich auf mich. Die Horde versetzte mir Tritte und Fausthiebe. Dann drückten sie mich brutal auf den Bauch und drehten die Arme auf den Rücken. Ich hörte Handschellen zuschnappen und hatte das Gefühl, meine Handgelenke würden zerquetscht.

Sie stellten mich wieder auf die Füße und fuhren fort, mich zu schlagen. „Habla, Gringo! Quién te ha dado la Coca?“, hörte ich. („Sprich, Gringo! Wer hat dir den Koks gegeben?“) Ich antwortete nicht, worauf es weitere Schläge setzte. Ein älterer Mann mit europäischen Zügen bedeutete den anderen aufzuhören und baute sich vor mir auf. „Ich bin Major Quinteros“, sprach er mich auf Englisch an. „Wo ist das Zeug her?“ Ich keuchte: „Keine Ahnung. Das ist nicht meine Wohnung.“

Ein schwarzhaariger, halbindianisch wirkender Mann mit hartem Gesichtsausdruck schlug mich in die Nieren. „Du willst uns wohl auf den Arm nehmen“, herrschte er mich an. „Hör zu, Gringo: Deinen Freund Miguel haben wir schon, und dich können wir auch abhaken. Aber wir wollen die Peruaner haben.“ Ich schüttelte den Kopf: „Ich weiß nichts.“

Nach einigen weiteren Schlägen führten mich die Polizisten ab. Ich wurde auf die Straße gebracht, wo gerade mehrere Polizeiautos eintrafen und sich eine neugierige Menge versammelt hatte. Alle wollten den gefangenen Gringo sehen. In meinem Kopf herrschte Chaos.

Ich dachte daran, dass ich am Samstag meinen Flug nach Miami bekommen musste, um am Montag wieder im Büro meiner Fluggesellschaft zu sein. Mein Vater wollte zu Besuch kommen, und ich wollte zu meiner Freundin Sheena fahren. Das Problem musste bis zum nächsten Tag irgendwie geregelt sein. Zum Glück hatten sie Joachim nicht erwischt. Er konnte Walter verständigen, und der würde mich mit Geld und Beziehungen rausholen, wie das in Südamerika üblich ist.

Die Polizei brachte mich zunächst in mein Hotel zurück. Bevor ich zu meinem Zimmer kam, konnte ich einen Blick in das von Joachim werfen. Die Tür stand offen. Von seinen Sachen war nichts mehr zu sehen. Offenbar war er Hals über Kopf abgereist. Mein Zimmer war von oben bis unten durchwühlt. Einige Polizisten waren noch immer mit der Durchsuchung beschäftigt und probierten zwischendurch einige meiner Jacketts, Krawatten und Gürtel an, um sie selbst zu behalten.

Ich durfte ein paar Sachen in eine Tasche packen. Dann wurde ich zur Polizeistation gebracht. In einem Raum fesselte man mich mit Handschellen an einen schweren Bürostuhl. Ein bulliger, ebenfalls halb-indianischer Polizist kam auf mich zu: „So, Gringo. Jetzt verhaften wir noch deinen Freund Miguel und den Rest der Bande. Dann wirst du schon auspacken. Du bist hier in Peru, nicht in Nordamerika.

Wenn du nicht redest, werden wir dir weh tun müssen. Wir brechen dir notfalls alle Knochen.“ Zur Bekräftigung fuchtelte er mit einer Eisenstange vor mir herum.

Was hatte er gesagt? Miguel muss noch verhaftet werden? Im Apartment hatten die Polizisten doch erzählt, sie hätten ihn schon geschnappt. Etwas war mächtig faul an der Sache, aber ich wusste nicht, was. Mir

wurde jedoch langsam klar, dass ich tief in der Tinte steckte. Selbst wenn ich hier irgendwie heil heraus kam, würde die US-Rauschgiftpolizei mit Sicherheit von der Sache erfahren und mich spätestens in Miami verhaften. Ich konnte also nicht ohne weiteres zurückkehren. Wer konnte mir nur aus der Klemme helfen?

Ich hatte immer an Gott geglaubt und manchmal sogar gebetet. Meine Bitten, die Rauschgiftdeals gelingen zu lassen, hatte er wohl nicht gehört. Und nun war ich vollends von Gott verlassen.

*

Zusammen mit meinem Freund Walter hatte ich schon einiges ausprobiert, um aus dem Rahmen des Üblichen auszubrechen und mein Glück zu machen. 1979, gleich nach dem Abitur, hatten wir versucht, Autos nach Syrien zu exportieren, indem wir sie selbst nach Damaskus fuhren. Gleich auf der ersten Tour wurde uns jedoch in der Türkei das Auto samt unserem Geld und unseren Pässen geklaut. Dann führten wir Alpakakleidung aus Bolivien ein. Als Walter Boeing-Pilot wurde, zogen wir eine Vermittlungsagentur für Flugpersonal auf und wollten sogar in Miami eine eigene Fluglinie gründen. Immer fehlte uns aber das Kapital, um die Geschäfte auf eine richtige Grundlage stellen zu können.

Als ich ihn 1980 in Miami traf, erzählte mir Walter, dass er jetzt mit Hans im Geschäft sei. Zwei Jahre zuvor hatte ich bei einem Bolivien-Besuch schon einmal bei ihm gewohnt. Hans war fast 70 und hatte ein abenteuerliches Leben hinter sich. 20 Jahre lang war er einer der größten Tier- und Orchideenexporteure Südamerikas gewesen, bis das Artenschutzabkommen von 1973 seinem Unternehmen ein abruptes Ende setzte. Dann hatte er sein Geld mit einem aufwändigen Lebensstil und Frauen durchgebracht.

Nach eigenen Worten war er mehrmals abwechselnd Millionär und Bettler gewesen. Jetzt hatte Hans mit Hilfe von Walter drei Kilo Kokain von Bolivien nach San Francisco geschmuggelt. Ich zog die Augenbrauen hoch: „Kokain? Hast du nicht gesagt, du wolltest mit so etwas nichts zu tun haben?“

Walter sah mich ernst an: „Richtig, aber da wusste ich noch nicht, wie die Sache funktioniert und was sich damit für Gewinne erzielen lassen. Über seine Militärfreunde in Bolivien ist Hans jetzt ganz dick im Geschäft.“

Der Innenminister ist ein guter Freund von ihm. Ist das nicht überaus günstig?“ Das war Oberst Luis Arce Gomez, ein Cousin des vermutlich größten Rauschgifthändlers des Landes. Der Putsch hatte in der Weltöffentlichkeit einiges Aufsehen erregt. Es hieß, er sei von der Kokainmafia finanziert worden.

"Aber Kokain ist eine harte Droge", wandte ich ein. Walter widersprach: **"Das ist genau dasselbe, wie mit Obst oder Tomaten zu handeln."** Ich habe mich mit einigen Leuten unterhalten, die über den Stoff Bescheid wissen. Kokain ist vollkommen harmlos - weniger schädlich als Alkohol oder Zigaretten, ist halt nur illegal.“

„Hast du selbst schon was genommen?“, fragte ich. Walter winkte ab: „I wo! Wir wollen damit Geld verdienen. Zum Amüsieren weiß ich was Besseres.“

Wir brachen zu dem Hotel auf, in dem Hans wohnte. Er machte auf, nur mit einer Unterhose bekleidet. Spärliche weiße Haare klebten an seinem Kopf. Überall im Zimmer standen Koffer, Taschen und Säcke herum. Aus manchen ragten Gewehrläufe.

Die Klimaanlage lief auf Hochtouren, aber durch ein kaputtes Fenster strömte schwülheiße Luft in dem Raum. Hans erzählte uns sichtlich stolz, wie er kürzlich Kokain auf seinen Leib geschnürt nach San Francisco geschmuggelt hatte. „Diesmal habe ich wesentlich mehr dabei“, fügte er hinzu.

„Du bist ja eine Nummer“, sagte ich halb ironisch, halb anerkennend.
„An wen verkaufst du denn das Zeug?“

„An einen alten Freund. Eine ganz solide Sache“, antwortete Hans. Auch er bemühte sich, meine Bedenken gegenüber der Droge zu zerstreuen: „Kokain ist kein Rauschgift. Das behaupten nur die Amerikaner. Die Inkas nehmen das Zeug schon seit 1000 Jahren, und sieh dir an, wie gut es denen geht. Die vermehren sich wie die Karnickel. Wenn Kokain wirklich so schädlich wäre, wie sollte das dann möglich sein?“

Hans zündete sich eine Zigarette an, die er stets in einer Hand gefertigten silbernen Spitze rauchte. „Jetzt sind wir professionell und haben die richtigen Leute an der Hand“, stellte er befriedigt fest. „Der Mann mit dem Zaster muss bald kommen.“

Nicht viel später war der Geldbote da. Aus der doppelten Rückwand seines Aktenkoffers schaufelte er bündelweise 100-Dollar-Noten auf den Tisch. Wir machten uns ans Zählen und stapelten die Scheine zu

10.000-Dollar-Packen auf. Es waren weit über **100.000**

Dollar. Es war ein aufregendes Gefühl, so viel Geld in den Händen zu haben. Hans machte seine Abrechnung mit dem Mann, der noch in derselben Nacht nach San Francisco zurückflog.

Dann griff er zum Telefon: „Jetzt müssen wir noch für dich einen Platz im Flugzeug reservieren und den ganzen Kram zusammenpacken. Morgen früh fliegen wir nach Bolivien“, sagte er zu mir. Nach mehreren Stunden war alles organisiert, das Geld und die Waffen waren sicher in mehreren Koffern und Seesäcken verstaut. Von der Anspannung waren wir schweißnass. An Schlaf war in dieser Nacht nicht zu denken.

Auf dem Flughafen von Miami war ich von Furcht gequält, dass wir bei einer Kontrolle auffliegen würden. Aber unser Gepäck wurde anstandslos eingecheckt, und wir stiegen einfach ins Flugzeug.

*

Santa Cruz liegt im fruchtbaren Tiefland Boliviens. Großgrundbesitzer haben hier Viehweiden, die so groß sind wie deutsche Bundesländer. Wir landeten am frühen Morgen am Flughafen „El Trompillo“.

Ein Armeeeoffizier erwartete uns an der Passkontrolle. Er veranlasste, dass der Schalterbeamte unsere Pässe abstempelte, ohne überhaupt hinein zu sehen. An der Gepäckausgabe hielten einige Soldaten unsere Koffer und Seesäcke bereit. Auch an der Zollstelle wurden wir nicht einmal angesehen.

Wir fuhren zu einer großen Villa am Stadtrand. Sie sah für mich aus wie ein Museum des „Dritten Reichs“: An der Wand hingen Nazibanner, Bilder und Plakate aus dieser Zeit. An einer anderen Wand waren Gewehre und Uniformteile befestigt, und in einem Regal lagen Armeepistolen, Wehrmachtsmützen und Orden. „Commandante Fiebelkorn kommt gleich“, wurde uns bedeutet.

Im Militärdress, Armeestiefeln und einem großen Patronengurt um die Hüften kam uns Joachim entgegen. Er begrüßte Hans herzlich. Dann wurde ich ihm vorgestellt. Wir kamen gleich ins Gespräch, und es stellte sich heraus, dass er aus dem selben Taunus-Ort stammte wie ich. Joachim erzählte mir, dass er fünf Jahre in der Fremdenlegion gewesen war. Nach einigen Jahren in Paraguay, wo er Hans kennen gelernt hatte, gingen beide nach Bolivien, um für den größten Rauschgiftproduzenten des Landes, Roberto Suarez, zu arbeiten. Er war der Cousin des Innenministers. „Wir haben das Land jetzt in der Tasche. Ich bin der Kommandant der Rauschgiftbrigade“, sagte Joachim.

Nach diesem Gespräch und den ersten Erfahrungen beim Flug nach Santa Cruz kam mir die Idee mit dem Rauschgiftschmuggel nicht mehr so abwegig vor. Wir blieben zwei Wochen in der Stadt. In dieser Zeit lernte ich etliche örtliche Drogendealer kennen. Die meisten von ihnen kamen aus angesehenen, reichen Familien und hatten normale Berufe.

Ich sollte zusammen mit Peter, einem mittellosen Deutschen, Kokain nach USA schmuggeln. Der Erlös dieser Tour sollte unser Startkapital sein. Walter flog mit als unsere Versicherung, falls etwas schief gehen

sollte. Dann sollte er Rechtsanwälte einschalten, um uns herauszupauken. Wir nahmen zunächst eine Maschine nach Rio de Janeiro und stiegen dann in ein Flugzeug nach New York um. Ich war mir meiner

Sache ziemlich sicher. **In meinem Nadelstreifenanzug sah ich überhaupt nicht wie ein Verbrecher aus.**

Erfahrene Schmuggler hatten uns in Santa Cruz instruiert, wie wir am besten durch den amerikanischen Zoll kamen: Auf keinen Fall sollten wir zu weiblichen, farbigen oder jungen Beamten gehen. Die seien in der Regel übermäßig penibel und misstrauisch. Ich schickte Peter zu einem älteren, gemütlich aussehenden Mann mit Brille und Schnauzbart und stellte mich gleich hinter ihm an.

„Good morning, Sir. Do you have anything to declare?“, sprach ihn der Beamte an. Peter blickte unsicher. Der Zöllner wiederholte seine Frage. Ich musste mich einschalten: „I believe the gentleman only speaks German. May I translate for him?“ Der Beamte sah mich überrascht an, aber nickte. „Er hat Sie gefragt, ob Sie etwas zu verzollen haben“, übersetzte ich. „Nein, nein...“, stotterte er. Wenn ich gewusst hätte, dass er so schnell schlapp macht! „He says ‚No‘“, übersetzte ich.

Was der Zweck seiner Reise sei, wollte der Zollbeamte von Peter wissen, nachdem er sich seinen Pass genau angesehen hatte. „Ich bin ein Landwirt aus Deutschland. Ich bin nur auf der Durchreise“, sagte Peter. Der Zollbeamte tippte etwas in seinen Computer. Mir wurde langsam mulmig. Er weiß es, dachte ich. Wie konnte ich nur glauben, dass diese verrückte Sache gut gehen könnte? Gleich wird er unsere Koffer auseinander nehmen, und dann ist alles aus.

Der Zöllner blickte von seinem Bildschirm auf: „Welcome to the United States, Sir, and have a nice stay.“ Es hatte geklappt! Peter schloss sei-

nen Koffer und ging zum Ausgang. Walter hatte die Szene von einem anderen Schalter aus beobachtet. Was wohl gerade in ihm vorgegangen war? Als wir den Flughafen verließen, packte mich ein Hochgefühl. Wir

hatten es geschafft! **Endlich waren wir frei, wie wir es uns immer gewünscht hatten, von niemandem mehr abhängig und Herr über unser Leben!**

Wir fahren zum Haus des Käufers der Drogen in New Jersey, ein Pilot wie Walter. Eine Dreiviertelstunde brauchten wir, um den Koffer zu zerlegen. Schließlich kamen zwischen den Kofferschalen die Plastiktüten zum Vorschein. Nach Aussage der anwesenden Dealer war das Kokain von bester Qualität, so gut wie pur.

Der Stoff wurde mit einer Präzisionswaage gewogen. Wir erhielten pro Gramm 50 Dollar. Noch einmal mussten wir Geld zählen, aber diesmal unser eigenes.

„Wisst ihr“, sagte uns einer der Dealer im Laufe des Abends, „unter Schmugglern gibt es ein Sprichwort: Es dauert zwei Jahre, bis du geschnappt wirst. Ich weiß nicht, warum das so ist, aber jeder, der länger als zwei Jahre in diesem Geschäft ist, geht danach irgendwann

der Polizei in die Falle. **Ich mache noch ein Jahr mit, und dann setze ich mich zur Ruhe.** Und das solltet ihr auch machen.“ Wir lachten darüber.

*

Und jetzt, zwei Jahre später, kauerte ich gefesselt in der Polizeistation in Lima. „Das ist nicht wahr“, dachte ich, „wenn ich die Augen schließe und wieder öffne, bin ich wieder in meinem warmen, komfortablen Hotelzimmer.“ Aber ich spürte nach wie vor das kalte Linoleum, mein verschmutztes, verschwitztes Baumwollhemd auf der Haut und eine feuchte Kälte in den Gliedern.

Seit einigen Stunden saß ich nun schon allein in dem Raum. Da wurde die Tür aufgeschlossen. Zwei mit Maschinenpistolen bewaffnete Polizisten ketteten mich von dem Bürostuhl los und stießen mich zur Tür hinaus. Ich sah jetzt, dass die Polizeistation früher ein normales Wohnhaus gewesen war. An einer Wand standen vier Männer und eine Frau, alle in Handschellen und in ziemlich traurigem Zustand. Sie hatten blaue Flecken und Blutergüsse. Einer von ihnen war Miguel.

„Ist das der Mann, der dir dein Kokain gebracht hat?“, fragte Major Quinteros, der von einer anderen Seite das Zimmer betreten hatte. Ich schüttelte heftig den Kopf: „Nein, nein, das ist nicht der Mann. Und es ist auch nicht mein Kokain.“ Die Polizisten lachten. Quinteros sagte ironisch: „Ach wirklich? Na, du wirst dich noch wundern, wie gut du dich bald an alles erinnern wirst. Vamos!“

Wir fuhren in einem Pick-up-Truck durch das nächtliche Lima. Laut der Uhr am Armaturenbrett war es drei Uhr. In Pueblo Libre, einem ärmeren Stadtteil, hielten wir vor einem Einfamilienhaus. „PIP – Policia de Investigaciones del Peru“ stand auf einem Schild neben dem Eingang. Von dieser allseits gefürchteten Kriminalpolizei hatte ich schon gehört. Ich wurde durch das Haus geführt. Im Garten dahinter befand sich eine Hütte, die normalerweise als Waschküche und Unterkunft für die Hausangestellten dient. Sie war zu einer Gefängniszelle umgebaut. Mehrere Gestalten befanden sich bereits darin.

Jemand zündete eine Kerze an. Im flackernden Licht konnte ich jetzt die

Umrisse von mindestens **20 Männern erkennen, die wie Ölsardinen an-**

einander gereiht auf dem Zellenboden lagen.

Es roch streng nach Schweiß und Urin. An der Seite, nur verdeckt durch einen Stofffetzen, befand sich eine Toilettenschüssel. In meinem teuren Anzug kam ich mir hier ziemlich deplatziert vor.

Zur Begrüßung verteilte ich ein Päckchen Zigaretten an die Insassen dieser Zelle. Mein Spanisch reichte aus, um mich mit ihnen zu verständigen. Mit einem dicken Mann mit leicht chinesischen Gesichtszügen namens Chino kam ich ins Gespräch. Er stellte sich als Drogenhändler vor mit einer Selbstverständlichkeit, als wäre er Postbote oder Buchhalter. Ein Kumpel habe ihn verraten, obwohl er zwei Jahre gemeinsam mit ihm im „Lurigancho“ gesessen habe, erzählte er.

„Was ist Lurigancho“, fragte ich. Chino belehrte mich: „Das ist das Gefängnis außerhalb der Stadt. Ein Stück Hölle auf Erden. Wenn du dorthin kommst, dann Gnade dir Gott. Dort wird jeden Tag einer umgebracht.“

„Dorthin komme ich sowieso nicht. Mein Fall wird schon geregelt

werden“, sprach ich mir Mut zu. „Ihr Gringos!

Wenn du Geld hast, bekommst du Gerechtigkeit,

ohne Geld gibt's keine. So ist das in Peru“, entgegnete Chino missmutig. Mich beruhigte der Gedanke. Walter und ich könnten sofort 100.000 Dollar locker machen. Damit müsste sich doch etwas ausrichten lassen. Darüber schlief ich ein.

Am frühen Morgen wachte ich durch einen Kniff in den Bauch auf. Ich fuhr hoch und untersuchte die Stelle. Läuse! Und ich konnte nichts dagegen tun. Den Tag über passierte überhaupt nichts. Ich lernte allmählich meine Mitgefangenen kennen. Einer davon war ein Komplize von mir, den ich aber persönlich nicht gekannt hatte, Lucio Choquehuanca, ein uner-

hört dicker Mann, der wie ein Inka aussah. Er hatte ein steifes Knie und ging deshalb auf Krücken. Zudem war er zuckerkrank. Er war der „Koch“ unseres Kokains gewesen. Von ihm erfuhr ich, dass auch Miguels älterer Bruder Alfonso und der Lieferant des Rohkokains, Durán, verhaftet worden waren. Wir hatten beide keinen Schimmer, wie die Polizei uns allen auf die Spur kommen konnte.

Choquehuancas Familie kam am Nachmittag und brachte ihm etwas zu essen. Ansonsten tauchte hin und wieder eine Frau auf, die belegte Brötchen, Zigaretten und einfaches Essen verkaufte. Sonst gab es nichts. Ich versuchte, ab und zu an der Tür zu stehen, um frische Luft zu schnappen und in der Hoffnung, Neuigkeiten mitzubekommen. Das Benutzen der Toilette fiel mir äußerst schwer, da ich mein Geschäft vor aller Augen verrichten musste. Eine Spülung gab es nicht. Zweimal am Tag wurde ein Eimer Wasser herein gereicht, um die Schüssel zu säubern.

In einer der folgenden Nächte wurde ich unsanft aus dem Schlaf geholt, mit Handschellen gefesselt und quer durch die Stadt zur Polizeistation gefahren. In einem Hinterzimmer warteten Major Quinteros und zwei andere Polizisten auf mich. Das Verhör hatte ich schon erwartet. Dennoch kam jetzt Angst in mir auf, weil die südamerikanische Polizei für ihre brutalen Foltermethoden bekannt ist.

Ich versuchte, „cool“ zu bleiben, und beteuerte, ich wüsste nichts über Drogengeschäfte. Quinteros stellte sich auf meine Füße und hielt meine Schultern fest. Die beiden anderen Polizisten rissen meine hinter dem Rücken verschränkten Arme abrupt nach oben. Ich schrie laut auf. „Vielleicht kannst du dich so besser erinnern“, sagte Quinteros.

„Ich weiß von nichts, Mann“, keuchte ich, „Sie haben kein Recht, das zu

tun. Das ist Folter! **"Zur Antwort bekam ich mehrere Schläge in den Magen,** sodass ich mich fast übergeben musste. Dann zogen sie mir Jacke und Hemd aus, und einer der Polizisten holte ein nasses

Handtuch, verknotete es und schlug mir mit aller Kraft auf den Rücken. Trotzdem blieb ich standhaft. Sie zerrten mich in ein Badezimmer. Quinteros schrie und fluchte jetzt wie ein Verrückter: „Du wirst uns alles sagen, sonst kommst du hier nicht lebend raus, hast du mich verstanden?“

Sie ließen die Badewanne halb voll laufen und drückten dann meinen Kopf unter Wasser. Vergeblich versuchte ich, mich aus ihrem Griff zu befreien. Als mir schwarz vor Augen wurde, zogen sie mich wieder heraus. „Also, wie viel hast du für das Kokain bezahlt? Habla, ya! Hijo de Puta! (Sprich jetzt! Hurensohn!)“, brüllte Quinteros. Dann drückten sie mich wieder unter Wasser, diesmal länger als vorher. Ich schluckte Wasser. Nach dem vierten Mal konnte ich nicht mehr: „25.000 Dollar! Hörst auf, um Gottes willen!“

„Ah, siehst du, Gringo. Jetzt verstehen wir uns doch schon viel besser“, nickte Quinteros befriedigt. „Wenn du so weiter machst, werden wir noch gute Freunde.“ Nie zuvor hatte ich mich so gedemütigt gefühlt. Mein ganzer Körper schmerzte. Ich war richtig glücklich, als ich in die überfüllte Zelle zurückgebracht wurde.

An den folgenden Tagen versuchte ich, Joachim eine Nachricht zu schicken. Ich verstand nicht, warum ich von ihm noch nichts gehört hatte. Er hätte längst meine Rettung in die Wege leiten müssen, er hatte doch Beziehungen genug! Aber entweder kamen die Botschaften, die ich auf das Silberpapier von Zigarettenschachteln schrieb, nicht an, oder niemand wollte mir helfen.

Wieder ein paar Tage später kamen zwei elegant gekleidete Männer und stellten sich als Rechtsanwälte vor. Ich traute ihnen nicht, bat sie aber zu veranlassen, dass ich einmal telefonieren durfte.

Am Abend brachten mich die Anwälte zum Leiter der Polizeistation, Coronel Limo. Der Coronel gab sich zugänglich und trank zuerst ein Glas Whisky mit mir. „Sie wollen doch wieder nach Hause, nicht wahr?“, wandte er sich an mich. Ich nickte. „Wir können Ihnen vielleicht helfen, wenn Sie Ihren Teil dazu beitragen“, sagte er.

Limo schlug mir vor, die Anwälte würden gegen eine „Spende“ einen Bericht schreiben, dass ich an dem Kokaingeschäft nicht beteiligt war. Ich würde dann vor Gericht freigesprochen, und die Sache wäre erledigt. „Klingt ja ganz einfach“, sagte ich reserviert, „und wie hoch soll die Spende sein, von der Sie sprachen?“ – „Wir dachten an 100.000 Dollar in bar. Das ist doch für Sie nicht zu viel, oder?“, sagte Limo. „Es ist aber auch nicht wenig“, entgegnete ich, „dazu müsste ich erst mal mit meinem Büro telefonieren.“ – „Das erledigen wir später. Jetzt ging es zunächst ums Prinzipielle“, sagte Limo. „Salud, auf ein gutes Geschäft!“

Ich durfte am nächsten Abend tatsächlich in Miami anrufen, aber alle Telefonnummern unserer Fluggesellschaft waren abgestellt. Das konnte nur bedeuten, dass Walter von meinem Schicksal erfahren hatte und getürmt war. Das war wohl auch das beste, was er tun konnte.

Die Rechtsanwälte und die Polizei waren jedoch bitter enttäuscht: „Jetzt ist Schluss mit der Anruferei! Lassen Sie sich was Besseres einfallen.“

In der Haft gingen mir verrückte Dinge durch den Kopf. Zum Beispiel dachte ich daran, dass ich meinen Wagen am Flughafen Miami abgestellt hatte und jeder Tag im Parkhaus zehn Dollar kostete. Ich dachte an die Kleinigkeiten meines Lebens, morgens ins Büro fahren, mit der Sekretärin einen Kaffee trinken, mich mit Geschäftspartnern treffen, am Wochenende mit Freunden an den Strand fahren, um dort zu tauchen und zu grillen. In der Gemeinschaftszelle hatte ich nur so viel Platz, dass ich gerade stehen konnte. Ich verbrachte immer abwechselnd einige Zeit im Stehen, im Hocken und im Sitzen auf dem Boden.

Angenehm überrascht war ich, als mich eine Freundin von Joachim besuchte, Julia. Ich hatte sie vor einigen Wochen in der Lobby des Sheraton Hotels kennen gelernt. Julia versprach, sich dafür einzusetzen,

dass ich meine persönlichen Sachen zurück bekam. **Zwei Wochen lang hatte ich meine Kleider nicht gewechselt** und mich

nicht gewaschen. Ich sah aus wie ein Landstreicher. Jetzt wurde mir erlaubt, mich zu waschen und umzuziehen.

Als ich in der Polizeistation meinen Rasierapparat in Gang setzte, erschrakten die Polizisten, die mich bewachten: „Alto! Baja esta huevada! (Halt! Nimm dieses verdammte Ding runter!)“ Dabei richteten sie ihre Pistolen auf mich. Ich versuchte, sie zu beruhigen und ihnen klar zu machen, dass der Apparat nicht gefährlich war. Dann demonstrierte ich ihnen, wie man sich damit rasiert. Sie begannen zu kapiern und brüllten vor Lachen. Ich ließ sie alle sich rasieren, und wir amüsierten uns glänzend. Ich begann, so etwas wie Sympathie für diese Polizisten zu empfinden. Sie waren ganz einfache Menschen, wenn auch hart und skrupellos. Aber vielleicht mussten sie Verbrecher hier so behandeln.

Meinen Rasierer sah ich danach nie wieder. Meine Sympathien für die Polizisten erhielten wieder einen Dämpfer. Julia besuchte mich erneut und erzählte mir, sie habe sich den ganzen Vormittag über um meine Sachen bemüht. „Aber ich habe nur das bekommen“, sagte sie und

reichte mir ein Buch. **Es war eine Bibel.** „Die Heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments“ stand auf der ersten Innenseite. Ich wusste eigentlich gar nicht, warum ich das Buch mitgenommen hatte. Seit zehn Jahren hatte ich es nicht mehr in der Hand gehabt. Damals hatte ich es mir für den Religionsunterricht gekauft. Manche Geschichten darin fand ich ganz interessant, aber richtig verstanden hatte ich sie nie. Nun war diese Bibel der einzige persönliche Gegenstand, der mir geblieben war.

„Na, da habe ich wenigstens etwas zu lesen, ein paar tausend Seiten“, murmelte ich. Ich blätterte in dem Buch: „1. Mose“, „2. Mose“, „Josua“, „Psalmen“, „Jeremia“, „Matthäus“... Die Überschriften und Zahlenangaben sagten mir wenig. Ich hatte längst vergessen, was das bedeutete. Aber es war etwas Besonderes an dem Buch. Ich war plötzlich neugierig auf den Inhalt und beschloss, auf Seite 1 anzufangen. „Im Anfang schuf Gott die Himmel und die Erde. Und die Erde war wüst und leer und Finsternis war über der Tiefe und der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es wurde Licht.“ (1. Mose

1, 1-3) Trotz meiner Neugierde hatte ich aber damals noch kein wirkliches Interesse an Gott.

*

Am nächsten Morgen wurde mein Verhör fortgesetzt. Major Quinteros fragte mich, ob ich schon einmal in Santa Cruz in Bolivien gewesen sei. Ich war tatsächlich erst einen Monat zuvor dort gewesen, um Kokain zu kaufen. Mir war schleierhaft, woher die Polizei das wissen konnte, aber sie wussten sogar, dass Walter dabei gewesen war. Ich sagte Quinteros, es sei ein dienstlicher Termin für meine Fluggesellschaft gewesen. „Einen Walter kenne ich nicht. Vielleicht ist das ein Freund von Joachim Fiebelkorn. Fragen sie doch den mal“, sagte ich. Joachims Name, dachte ich mir, konnte ich ruhig ins Spiel bringen. Er musste längst in Sicherheit sein.

Quinteros packte mich am Kragen und sah mich durchdringend an: „Lenk nicht ab mit Fiebelkorn! Der arbeitet für die amerikanische Rauschgiftpolizei.“

Ich bemühte mich, mir den Schock nicht anmerken zu lassen. Joachim - ein Agent? Das konnte doch nicht wahr sein. „Ich weiß nur, dass ich in seine Wohnung kommen sollte. Dann ist er kurz weggegangen, und dann kamen Ihre Leute. Was dieses blöde Kokain betrifft, müssen Sie ihn fragen“, entgegnete ich so ruhig wie möglich. Aber Quinteros machte mir schnell klar, dass er über unsere Drogengeschäfte sehr genau im Bilde war.

Ich schwieg trotzig. Aber meine Gedanken wanderten zurück in die Zeit, als Walter und ich die Arbeit mit Drogenkurieren fortgesetzt und perfektioniert hatten. Wir hatten fast ununterbrochen gearbeitet und dabei eine Menge Geld verdient.

Zur Tarnung hatten wir die Fluggesellschaft "Antillean Internatio-



nal Airlines" gekauft und ein Büro in Miami bezogen. Alles war reibungslos gelaufen – bis mich die Polizei geschnappt hatte. Welche Strafe hatte ich zu erwarten? Ich fand das ungerecht. Schließlich waren andere Leute noch viel schlimmer als ich. Gerade die Reichen und Mächtigen dieser Welt konnten Verbrechen begehen, blieben aber immun gegen den Zugriff der Justiz und konnten unbehelligt immer weitermachen.

Zurück in meiner Zelle las ich weiter in der Bibel. Sagten die Christen nicht immer, Gott werde alles vergeben? Ich war doch wirklich kein schlechter Mensch. Ich hatte zwar Kokain geschmuggelt, aber auf ehrliche Weise. Ich hatte auch viele gute Dinge getan, Geld gespendet und soziale Organisationen unterstützt. Auf meinem Konto, dachte ich, müsste doch Einiges im Plus stehen. Gott müsste mir vergeben, wenn ich jetzt meine Lektion gelernt hatte. Aber sollte ich nur deshalb an Gott glauben, weil ich Angst vor seiner Strafe hatte oder weil mir nichts anderes übrig blieb? Warum ließ er mich eigentlich nicht mein Leben so leben, wie ich das wollte?

Am Nachmittag erhielt ich Besuch von der britischen Konsulin. Sie versprach, Kontakt zu meiner Familie herzustellen, auch damit ich mit Briefen und Geld versorgt werden konnte. Zu meiner Freilassung könne sie aber nur wenig beitragen. Ich stünde völlig unter dem peruanischen Rechtssystem. Auch gegen die Misshandlungen, von denen ich ihr berichtete, sei nichts zu machen. Ich könne nur warten, bis mein Prozess beginne, und das könne zwei bis drei Jahre dauern. Mir war damit klar, dass ich aus dem Gefängnis flüchten musste.

*

Am Nachmittag holte ich wieder meine Bibel hervor. Ich las, wie Adam und Eva von den verbotenen Früchten aßen und von Gott aus dem Paradies vertrieben wurden. Die Geschichte beschäftigte mich. Drei grundlegende Aussagen konnte ich ihr entnehmen: 1. Es gibt einen Teufel, der den Menschen zum Bösen verführt. Wie Adam und Eva war ich hereingelegt worden und hatte eine Dummheit begangen. 2. Gott ist gerecht. Keinesfalls lässt er alles durchgehen oder vergibt immer. 3. Der Mensch ist von Anfang an ungehorsam. Ich erinnerte mich, dass mir mein Vater verboten hatte, an seinen Werkzeugschrank zu gehen, als ich noch ein Kind war. Kaum hatte er das Haus verlassen, musste ich in den

Schrank hineinschauen. **Ungehorsam liegt wohl in der Natur des Menschen.** Aber mehr als diese Erkenntnisse beschäftigte mich die Strafe, die mich erwartete. Konnte ich noch mit einem blauen Auge davon kommen? Oder würde ich mehrere Jahre ins Gefängnis wandern?

*

Einige Tage später besuchte mich mein texanischer Anwalt Ray Greenberg. Ich fragte ihn, ob sich mein Fall mit Geld in Ordnung bringen ließ. Greenberg war skeptisch. Meine Freunde hatten die Firma geschlossen und waren weggezogen, um außer Reichweite der Drogenpolizei zu

kommen. Das Geld der Firma lag damit auf Eis. Greenberg konnte die rechtliche Lage noch nicht überblicken. „Momentan musst du dich gedulden“, sagte er.

„Gedulden? Ich sitze seit vier Wochen in einem mittelalterlichen Verlies mit Ratten, Kellerasseln und Läusen, umgeben von Verbrechern, ohne richtige Nahrung, und ich schlafe auf einer geliehenen Decke auf dem nackten Boden“, schrie ich.

„Beruhige dich, Ronnie“, entgegnete er, „wir tun wirklich alles, was im Moment möglich ist. Aber so ein großes Problem lässt sich nicht im Handumdrehen lösen. Das musst du verstehen.“

Ray Greenberg war ein guter Anwalt und auf Drogenkriminalität spezialisiert. Aber er kannte nur die Verhältnisse in den USA, und hier war ich am Ende der Welt. Greenberg ging, und später erhielt ich nur noch einen Brief von ihm. Polizisten hätten ihn auf Schritt und Tritt überwacht und sein Hotelzimmer durchsucht, schrieb er. Deshalb könne er sich um meinen Fall nicht mehr kümmern.

Mein Verhör dauerte mehrere Wochen. Teilweise waren die Fragen völlig absurd. Zum Beispiel wollte die Polizei wissen, wo man meine „Playboy-Club“-Karte benutzen könne und welche Drinks ich im Flugzeug auf dem Weg nach Lima zu mir genommen hatte. Große Aufmerksamkeit zog auch ein Brief aus meinen Unterlagen auf sich. Auf dem Briefkopf stand der Name von US-Präsident Ronald Reagan. Es war ein zigtausendfach kursierender Werbebrief um Parteispenden. Aber es sah so aus, als hätte ihn Reagan persönlich an mich geschrieben: „Dear Mr. Babb, I’ve thought of you often during my first year in the White House, because I realize how important you are to the future of our country...“ Die Polizisten waren von diesem Brief sehr beeindruckt, und ich versuchte, die Situation auszunützen, indem ich ihnen vormachte, Ronald Reagan sei mein Onkel. Sie haben das wohl tatsächlich nachgeprüft und gaben mir den Brief später kommentarlos zurück.

Das Protokoll des Verhörs wurde schließlich in sechsfacher Ausfertigung Blatt für Blatt von mehreren Polizisten abgezeichnet und gestempelt.

Auch ich musste jede Seite unterschreiben und daneben den Abdruck meines rechten Zeigefingers setzen. Alle Polizisten, die an meiner Verhaftung beteiligt waren, wurden um einen Rang befördert. Quinteros wurde „Teniente Coronel“ oder auch „Comandante“.

Kurz darauf bekam ich noch einmal Besuch von einem Freund, der auch Joachim kannte. Er hatte ihn nach meiner Verhaftung noch in Peru getroffen. „Er war sehr nervös und sagte, er werde als Kopf einer Rauschgift-Organisation gesucht. Kurz darauf ist er abgeflogen“, berichtete er.

„Dieser Lügner!“, fuhr ich auf. „Na, der wird sich noch wundern, wenn wir ihn zu fassen kriegen.“ Aber am meisten ärgerte ich mich über mich selbst. Ich hatte Joachim vertraut und nichts gemerkt.

*

Nach Abschluss der Ermittlungen wurde ich des illegalen Rauschgifthandels angeklagt. Zusammen mit einigen anderen Häftlingen wurde ich zum „Palacio de Justicia“, dem Justizpalast, gebracht, um dem Haftrichter vorgeführt zu werden. Wir saßen im Heck eines Kombis, in der Fahrerkabine saßen drei Polizisten. Ich trug keine Handschellen, und die Hecktür ließ sich sogar von innen öffnen.

War das die Gelegenheit zur Flucht?

Aber die Polizisten trugen entscherte Maschinenpistolen – und würden nicht eine Sekunde zögern, mich zu erschießen. Es war zu gefährlich.

Durch düstere Kellergewölbe wurden wir in einen kleinen Innenhof geführt. Dort mussten wir warten. Dann nahm ein Beamter unsere Personalien auf. Ich wurde mit einer altertümlichen Kamera fotografiert. Dann musste ich wieder unterschreiben und meinen Fingerabdruck auf dem Blatt hinterlassen. Damit sollte ich in Zukunft schnell identifizierbar sein. Die Behörden gingen offenbar davon aus, dass jeder Registrierte rückfällig wird.

Dann kamen wir in eine große Zelle. Ich hatte mich schon darauf gefreut, mich hinsetzen zu können, sah dann aber doch lieber davon ab. **In dieser Zelle gab es keine Toilette.** Jeder pinkelte einfach in die Ecke. Mit der Zeit hatte sich ein dicker, klebriger Bodenbelag gebildet, der bestialisch stank. Nur von der Zellentür her kam etwas frische Luft herein.

Das Essen wurde im Zellengang verteilt. Ich hielt nach Geschirr und Besteck Ausschau, aber es gab keins. Miguel zeigte mir, wie man sich



das Essen auf ein Stück Zeitung geben lassen und eine Streichholzschachtel als Löffel verwenden konnte. Es gab Reis und eine undefinierbare Soße mit Kartoffeln und Gemüse. Unter anderen Umständen hätte ich diesen Fraß nicht einmal meinem Hund gegeben, aber jetzt verschlang ich ihn gierig.

Mitten in der Nacht wurde die Zellentür wieder aufgeschlossen. Zusammen mit einer großen Gruppe anderer Häftlinge aus dem

Zellentrakt musste ich an einer Reihe Polizisten vorbei durch einen Korridor rennen und mich mit gespreizten Beinen an eine Wand stellen. Wir wurden durchsucht, mit Handschellen gefesselt und anschließend in einen fensterlosen Transportwagen getrieben. Kaum waren die Türen geschlossen, spürte ich in der Dunkelheit, wie Hände in meine Taschen griffen. Ich riss die Arme nach oben, stieß damit einige der Angreifer zurück und brüllte auf deutsch: „Blödes Verbrecherpack! Haut ab, oder ich breche euch sämtliche Knochen!“ Das wirkte. Ich hatte die Mitgefangenen offenbar eingeschüchtert und hatte bis zum Ende der Fahrt Ruhe.

Schließlich erreichten wir „El Sexto“, das berüchtigte Stadtgefängnis von Lima. In einem Vorhof mussten wir uns in einer Reihe aufstellen. Unsere Namen wurden von einer Liste verlesen, und dann wurden uns die Handschellen abgenommen. Aus dem Inneren des Baus waren Schreie und seltsame Geräusche zu hören. Ich sah mich um. Die Wände des Hofes waren von Scheinwerfern erleuchtet. Einige der vergitterten Fenster

wiesen Brandspuren auf. **"Hier herrscht Bandenkrieg.** Die eine warf brennende Kerosinflaschen in die Zelle. 30 Mitglieder der anderen Bande sind verbrannt, ehe man sie retten konnte“, erklärte mir Miguel.

Ein Polizist kam auf mich zu und blätterte in einem Dokumentenbündel. „Wir können euch in eine Zelle stecken, wo ihr eine aufregende Zeit verbringen werdet, oder wir geben euch eine Zelle, wo es etwas ruhiger ist. Was meinst du?“, wandte er sich an mich. „Okay, wie viel?“, erwiderte ich. „Wie viel hast du?“, war die Gegenfrage. „Zehn Dollar.“ – „Also gut, her damit. Dann kommt ihr in eure Zelle.“

Mit einer Gruppe von vier Häftlingen wurde ich zu einem etwas abseits liegenden Zellentrakt geführt. Als er eine der Zellen aufschloss, kam aus der Dunkelheit eine dürre Gestalt mit zottigen Haaren hervor und begann, mit dem Wärter lebhaft zu diskutieren. Offenbar passte es ihm nicht, dass wir in seine Zelle kamen. Der Beamte ließ sich aber nicht davon abhalten, uns alle hineinzuschubsen.

Die Zelleneinrichtung beschränkte sich auf einige verschlissene Strohmattentzen. Auf einer davon lag ein Mann mit negriden Zügen. Miguel verhandelte mit ihm und dem Dürren. Ich konnte den vulgären Dialekt kaum verstehen. Von Miguel erfuhr ich, dass die beiden Geld für unsere Plätze in der Zelle verlangten. „Sag ihnen, dass sie die Klappe halten sollen. Ich habe bereits bezahlt“, sagte ich ungehalten. „Mit diesen Leuten kannst du nicht reden. Gib ihnen etwas, damit sie uns in Ruhe lassen“, entgegnete Miguel. Ich folgte seinem Rat und gab ihm 4000 Soles, etwa drei Dollar.

Der Spindeldürre kauerte sich umgehend an die Zellentür und rief unter der Ritze hindurch einen Namen, worauf jemand kam. Er schob einen Geldschein unter der Tür durch und erhielt im Gegenzug ein Plastiktütchen, Zigaretten und einzelne Streichhölzer. Die beiden Häftlinge entzündeten eine Kerze, drehten sich Joints und steckten sie an. Ein Ekel erregender, beißender Qualm erfüllte die Zelle. Die beiden rauchten Pasta, halbfertiges, noch stark mit Kerosin und anderen Chemikalien verunreinigtes Kokain.

Als die beiden „Pastaleros“ ihre Ration aufgebraucht hatten, kamen sie wieder zu uns und bettelten erneut um Geld. An Nachtruhe war also nicht zu denken. Ich wollte sie schon verprügeln, fühlte mich aber dazu zu müde. Ich gab ihnen ein paar Scheine, die sie sofort wieder in Pasta umsetzten. Diesmal kam es aber zum Streit mit dem Verkäufer, in dessen Verlauf er schließlich mit einem harten Gegenstand gegen die Tür schlug. Dann schien er sich zu entfernen, aber gleich darauf hörten wir wieder Geräusche. Miguel erkannte zuerst, was das bedeutete: „Das Schwein leert einen Eimer Wasser vor unserer Tür aus.“

Das Wasser floss durch die Türritze in unsere Zelle. Wir mussten schleunigst aufstehen und unsere Decken aufheben, denn im Nu war der gesamte Zellenboden überschwemmt. Noch eine Stunde, dann wurden die Zellen aufgeschlossen.

Wir setzten uns im Innenhof auf eine Bank, und ich holte wieder die Bibel hervor. Inzwischen hatte ich schon einen großen Teil des 1. Buches Mose gelesen und kam jetzt zu Josef und seinen Brüdern. An diese Geschichte

konnte ich mich noch aus dem Religionsunterricht erinnern. Weil seine Brüder neidisch auf ihn waren, warfen sie Josef in einen Brunnen und verkauften ihn an Sklavenhändler. Die Ehefrau seines Herren wollte mit ihm schlafen, aber er flüchtete vor ihr. Aus Wut verleumdete sie ihn darauf bei ihrem Mann. „Als sein Herr die Worte seiner Frau hörte, die sie ihm sagte und sprach: So und so hat dein Knecht an mir getan, da wurde er sehr zornig. Da nahm ihn sein Herr und legte ihn ins Gefängnis, in dem des Königs Gefangene waren. Und er lag allda im Gefängnis.“ (1. Mose 39, 19 – 20) Ich wusste jetzt, wovon da die Rede war. Josef blieb zwei Jahre im Knast. Gott war der einzige Freund, den er noch hatte und der etwas für ihn tun konnte.

Fast zwei Wochen waren wir im „El Sexto“. **Dabei lernte ich Drogenbarone kennen, die in luxuriösen Zellen lebten,** einen Hotelrezeptionist, der mich daran erinnerte, dass ich nur mit Geld dem Gefängnis entkommen konnte, und einen Hippie, der sich in „El Sexto“ wohnlich eingerichtet hatte. „Wie kann es dir gefallen, in so einem Loch zu sitzen“, fragte ich erstaunt. „Ach was, das ganze Leben ist ein Loch“, antwortete er, „sieh doch mal die Vorteile: Hier hast du immer Gesellschaft, viel Abwechslung und soviel Dope, wie du willst. Ohne von den Bullen belästigt oder verhaftet zu werden! Mehr als dich in den Knast stecken können sie ja nicht.“

Eines Morgens wurden wir von Polizisten unsanft aus dem Schlaf geholt. „Aufstehen, los, los“, brüllten sie, „Jetzt geht's ab nach Lurigancho!“

Miguel wusste, was die Stunde geschlagen hatte. „Lurigancho“ ist das große Gefängnis außerhalb der Stadt, von dem auch ich schon gehört hatte. Wir protestierten heftig, aber es nützte nichts.

*

Zusammen mit etwa 120 Gefangenen stand ich Körper an Körper in dem Transportwagen, der uns nach Lurigancho brachte. Draußen war es Nacht, ebenso wie im Inneren des Wagens. Nur gelegentlich nahmen wir von der Dachluke her schwache Lichtblitze wahr. Schließlich fuhren wir, nach den Geräuschen zu urteilen, in den Gefängnishof hinein. Wir durften aus dem engen Transporter klettern und wurden angewiesen, uns auf dem Hof in mehreren Reihen aufzustellen. Ich sah das große Gefängnistor, durch das wir gekommen waren, und mehrere pavillonartige, dreistöckige Gebäude vor uns. Miguels Bruder Alfonso erklärte mir, dass das einige der 16 Pabellons, der Zellblöcke von Lurigancho, waren.

„Es gibt sechs Hauptpabellons auf dieser Seite, die sie ‚Jardin‘ (‚Garten‘) nennen, und sechs auf der anderen Seite, die ‚Pampa‘. Dazwischen ist ein Korridor, der wie die Haupteinkaufsstraße von Lima ‚Jirón de la Union‘ heißt. Pass auf, dass du nicht da hinein gerätst. Die verrückten Pastaleros dort massakrieren dich sofort. Dann gibt es noch eine Turnhalle, ein Krankenhaus, einen Industriepabellon, wo gearbeitet wird, und das Direktionsgebäude“, erklärte Alfonso.

Ich gab ihm 150 Dollar, damit er unsere Unterbringung regelte. Er erreichte, dass wir nicht in den regulären Zellblock wanderten, sondern im „Mantenimiento“, einem Pabellon für Justizangestellte und besondere Gefangene, zum Beispiel ehemalige Polizisten, untergebracht wurden. Vorher wurden wir registriert, wieder eine stundenlange Prozedur mit Karteikarten, Fingerabdrücken und Fotos.

Danach kamen wir in eine große Zelle, die bereits mit 18 Männern belegt war. Die Meisten waren tatsächlich Polizisten, die wegen Unterschlagung, Bankraub, Drogenhandel oder Mord ihren Posten verloren hatten. Mein Nachbarbett belegte ein freundlicher älterer Herr mit guten Manieren namens Gustavo. Ich erfuhr, dass er mehrfacher Millionär und Mitglied der besseren Gesellschaft Perus war. Er war homosexuell und war hier, weil er einen Liebhaber umgebracht hatte.

Gustavo hatte nur noch wenige Wochen bis zu seiner Entlassung abzusetzen. Ich dachte darüber nach, wie lange ich wohl hier bleiben musste. Immerhin blieb die Zellentür offen, sodass ich mich im Block frei

bewegen konnte. Durchs Fenster sah ich ein Stück des Innenhofs, wo mehrere Gefangene aus anderen Zellblöcken herumlungerten. Sie waren offenbar den ganzen Tag über damit beschäftigt, sich gegenseitig bei kleinen Geschäften zu betrügen und miteinander zu streiten. Hier gab es niemals Ruhe.

Die große Mehrheit der Häftlinge in Lurigancho rauchte zudem Pasta, meistens in Form von Joints, die herumgereicht wurden. Während die Pastaleros kräftig daran zogen, verfärbte sich das Papier tiefschwarz. Wurde in meiner Zelle geraucht, dann konnte ich wegen des beißenden Gestanks kaum schlafen.

Pastaraucher bemühen sich stets, andere zum Mitrauchen einzuladen in der Hoffnung, dass die dann den nächsten Joint besorgten. Pastarauchen ist kein schönes Erlebnis. Jeder Zug wirkt sofort auf das Gehirn. Der Rausch verfliegt jedoch schon nach wenigen Minuten. Dann verkehrt sich die aufgeputzte Stimmung in ihr Gegenteil, und der Raucher versucht, das anfängliche euphorische Gefühl mit einem neuen Joint wieder zu erreichen. Ein endloser Kreislauf.

Ich lernte einige Peruaner aus reichen Familien kennen. Einer von ihnen war mir gleich unsympathisch, obwohl er mich freundlich begrüßte. Er hieß Kike Valle, ein kleiner, dünner Mann halbindianischer Abstammung mit einem Spitzbärtchen. Der einzige Ausländer außer mir war der Kanadier Marcel. Er saß schon 40 Monate wegen Drogenhandels.

"Ich habe 70.000 Dollar ausgegeben und nichts erreicht", klagte er mir. „Wenn du Ausländer und wegen Drogen hier bist, dann denken alle Anwälte, Richter und Staatsanwälte, dass du zu Hause Millionen auf der Bank hast. Aber ich bin mit Geld keinen Schritt weiter gekommen. Zehn Jahre haben sie mir gegeben.“

Ich fragte ihn, wie er all die Monate hier durchgehalten habe. Er deutete auf ein Regal über seiner Koje: „Lesen, sich mit etwas beschäftigen! Du musst dich disziplinieren und darfst dich nie zu irgendwelchen depres-

siven Gedanken hinreißen lassen. Sonst fängst du an, verrückt zu werden und Drogen zu nehmen wie der ganze Rest der Meute hier.“

Ein Buch gab er mir gleich. „Es stammt von einem amerikanischen Psychologen und hat mir am Anfang sehr geholfen. Das Einzige, was mich daran gestört hat, ist das dauernde Gerede über Gott. Ich glaube nicht an ihn.“

Ich las das Buch gleich in einem Stück durch. Der Autor empfiehlt, mit Gott zu leben, ihm zu vertrauen, zu ihm zu beten. Das bringe Ruhe und Frieden für die Seele. In den Dingen der Welt suche man danach vergeblich. Wenn ich ehrlich zu mir war, musste ich mir eingestehen: Geld und Luxusleben hatten mir zwar Abwechslung und Unterhaltung, aber keinen wahren Frieden gebracht. Walter und ich waren immer rastlos und gestresst gewesen, konnten nicht mehr ausspannen oder an etwas anderes als unsere Geschäfte denken. Das hatte ich mit immer mehr Alkohol zu kompensieren versucht.

Der Schlüssel sei der Glaube, hieß es in dem Buch, und dazu wurde ein Vers aus dem Buch Jesaia zitiert: „Die aber dem Herrn vertrauen, empfangen immer neue Kraft, dass ihnen Flügel wachsen wie Adlern, dass sie laufen und nicht ermatten, dass sie wandeln und nicht müde werden.“ (Jesaia 40, 31) Ich hatte Glauben bisher eher als eine persönliche Sache, letztlich eine Illusion betrachtet.

Dazu las ich: **"Glauben heißt nicht wissen – aber besteht nicht das ganze Leben aus Glauben?"** Wer glaubte nicht daran, dass er heute Abend noch etwas zu essen bekäme? Wenn man einen Brief in den Briefkasten wirft, glaubt man daran, dass er an seinem Bestimmungsort ankommt und nicht im Kasten liegen bleibt. Glauben ist ein Prinzip des Lebens.“

Später kam der Autor auf den menschlichen Verstand zu sprechen. Er sei Gott gegenüber von Natur aus feindlich eingestellt. Das wurde mit einer Stelle aus dem Römerbrief belegt: „Denn die da fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnt; die aber geistlich sind, die sind geistlich gesinnt. Aber fleischlich gesinnt sein ist der Tod, und geistlich gesinnt sein ist Leben und Friede. Denn fleischlich gesinnt sein ist Feindschaft gegen Gott, weil das Fleisch dem Gesetz Gottes nicht untertan ist; denn es vermag das auch nicht.“ (Römer 8, 5-7)

Ich hatte in meinem bisherigen Leben wirklich nicht an Gott gedacht. Ich hatte immer zu viele andere Dinge im Kopf, neue Drogengeschäfte oder erotische Abenteuer mit Frauen. Der Verstand ließ sich auch sehr leicht von negativen Dingen beeinflussen. Am Ende des Buchs stieß ich auf den Vers: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ (Römer 8, 31) Diesen Vers machte ich mir zu Eigen. Ich beschloss, dieses Wort ab sofort für mich zu glauben.

Nach kurzer Zeit wurde ich krank. Zuerst hatte ich keinen Appetit mehr. Ich fühlte mich schlapp und lag die meiste Zeit im Bett. Dann bekam ich tiefschwarzen Durchfall. Da begann ich, mir ernsthaft Sorgen zu machen. Die anderen sagten mir, so etwas käme öfters vor. Einen Arzt gab es nicht.

Alfonso hatte mir den Rat gegeben, das Wasser in Lurigancho nicht zu trinken, denn die Wasserleitungen im ganzen Gefängnis waren zerstört, und das Wasser musste mit Tanklastwagen aus einer Zisterne angeliefert werden. „Da schwimmen tote Ratten und alles Mögliche herum“, hatte er mich gewarnt. Aber ich hatte schon davon getrunken. Nun besorgte er mir einen Magnesiumsaft, ein peruanisches Hausmittel gegen die Krankheit. Nach einer Woche hatte ich sie überstanden.

Ich wog jetzt mindestens 15 Kilo weniger als vor meiner Verhaftung.

Einige Wochen später mussten die Häftlinge unseres Pabellons zu einem

Morgenappell antreten. Ein kleiner Mann in Uniform und mit spanischen Zügen baute sich vor uns auf: „Die Privilegien, die Sie hier genießen, hören jetzt auf. Ich bin seit heute der neue Alcaide (Oberaufseher). Sie sind genauso Gefangene wie alle übrigen. Alkohol, Drogen und Sonderbehandlung gibt es bei mir nicht.“

„Wer ist das?“, fragte ich Gustavo. „Das ist Miguel Castro Castro, der bisherige Sicherheitschef“, raunte er mir zu. „Jetzt haben sie ihn zum neuen Direktor befördert. Der alte soll untergetaucht sein – Korruption. Aber hier halten sich alle Direktoren nur drei oder vier Monate.“ Ich begann wieder, über Flucht nachzudenken.

*

An jedem Samstag war Frauenbesuchstag.

Von neun Uhr morgens bis sechs Uhr nachmittags wurde das Gefängnis für weibliche Besucher und Kinder geöffnet. Man konnte sich mit seinem Besuch frei bewegen oder auf seine Zelle gehen. Es war die einzige Zeit im Gefängnis, in der man halbwegs ein normaler Mensch sein konnte.

Zusammen mit den Besuchern kamen auch Dutzende von Marktfrauen, die ihre Lebensmittel auf dem Hof ausbreiteten und verkauften. Unter allen Gefangenen bestand unausgesprochene Einigkeit, dass an diesem Tag niemand Ärger machte. Wer es doch tat, setzte sich der Gefahr aus, von allen Insassen seines Pabellons zusammengeschlagen und aus dem Block geworfen zu werden.

Zusammen mit Miguels Frau und Alfonsos Freundin kam Julia, die mich schon einmal während meiner Haft in der Polizeistation besucht hatte. Wenn sie extra nach Lurigancho fuhr, um mich zu sehen, musste sie schon etwas mehr als Zuneigung für mich empfinden. Ich blieb reserviert, wagte es aber nicht, ihr von meiner Freundin Sheena in Miami zu erzählen. Wenn Julia von ihr erfuhr, kam sie sicher nicht mehr zu Besuch. Es tat gut, einmal nicht ans Gefängnis denken zu müssen, nicht nur Männer um sich zu haben. Ich hatte mir auszumalen versucht, wie es

wäre, zehn Jahre oder länger nur unter Männern leben zu müssen. Wer nicht homosexuell wurde, hatte zumindest größte Schwierigkeiten, nach seiner Entlassung wieder mit Frauen umzugehen. Genau diesen Effekt hat der Strafvollzug in den industrialisierten Ländern. Mich wundert es überhaupt nicht, dass sich Männer wie Frauen nach längerem Gefängnisaufenthalt nicht mehr in der Gesellschaft zurechtfinden können.

Ich dachte auch wieder darüber nach, wie ich nach Lurigancho gekommen war. Hätte ich doch mit den Drogengeschäften nur rechtzeitig aufgehört. Ich erinnerte mich daran, wie ich mich mit Hans nächtelang über Investitionsmöglichkeiten unserer Gewinne unterhalten hatte. Zum Beispiel hatten wir überlegt, das Geld in ein Flugzeug zu stecken und allmählich eine ganze Flotte aufzubauen. Jeder Drogenhändler hat solche Träume, die sich aber fast nie verwirklichen lassen.

Der Haken ist, dass man mit dem Drogenschmuggel nicht einfach aufhören kann, wenn man genug verdient hat. Immer gibt es irgendwo noch ein Geschäft zu beenden, jemand muss noch bezahlt werden, oder es eröffnet sich ein neuer, lukrativer Deal. Das Geschäft läuft auf diese Weise immer weiter.

Ehe ich mich versah, war ich mit einem Häftling, den ich flüchtig kannte, in ein Gespräch über Drogenlieferungen nach Kanada verwickelt. Ich erschrak: Schon brütete ich wieder über neuen Plänen, obwohl ich wegen eines geplanten Kokainschmuggels nach Kanada gerade mitten im Schlamassel steckte. Das Gefängnis, selbst ein so Menschen unwürdiges Loch wie Lurigancho, hatte doch einen sehr geringen Besserungseffekt.

Bald darauf hörte ich, dass Pabellon Nummer sieben für Gringos bestimmt war. Ich hatte große Lust, diesen Trakt einmal zu besuchen. Ein Häftling, der sich in Lurigancho gut auskannte, nahm mich mit. Wir überquerten einen großen Platz. Rings um mich her sah ich Menschen, die ihre Köpfe und Arme aus den vergitterten Fenstern steckten und schrien. Andere Gefangene waren zwischen den Gebäuden unterwegs und transportierten Taschen und Körbe, die dann mit Seilen zu den Fenstern hinaufgezogen wurden. Inzwischen waren wir an einer Stahltür am Pabellon sieben angelangt.

Auf unser Klopfen wurde die Tür geöffnet, und ein dicker Beamter musterte uns misstrauisch. Mit 500 Soles ließ er sich überreden, uns hinein zu lassen. Wir gelangten auf den Hof, auf dem ebenfalls geschäftiges Treiben herrschte. Viele der Häftlinge hier sahen tatsächlich europäisch oder amerikanisch aus. Mein Führer stellte mich einigen von ihnen vor, insbesondere Deutschen.

Eine Zelle war nur mit einem alten Bettlaken verhängt. Wir machten uns bemerkbar und traten ein. Sie wurde bewohnt von Harry aus Chicago, François von der Insel Korsika und Géry aus Quebec. Später kam noch ein weiterer Besuch: Mike, ein Musikproduzent aus San Diego. Mit allen Vieren verstand ich mich auf Anheb ausgezeichnet. Alle saßen wegen Rauschgiftschmuggel im Knast, Mike allerdings, weil er mit nur zwei Gramm Kokain erwischt worden war. Die Regierung wolle ihre Statistiken schönen und brüste sich damit, im vergangenen Jahr 15 amerikanische Drogenhändler verhaftet zu haben, sagte Mike. Andere warteten schon seit fast zwei Jahren auf ihren Prozess.

„Warum erfährt niemand etwas von diesen Verhältnissen?“, fragte ich.

"Anfang des Jahres haben wir einen Hungerstreik veranstaltet. 64 Tage haben wir nichts gegessen. Die internationale Presse war hier, aber geändert hat sich nichts“, entgegnete Mike.

*

Kurz darauf machte Alcaide Castro Castro seine Drohung wahr und ließ den Pabellon, in dem ich untergebracht war, räumen. Ich sah Harry, François und Géry wieder – diesmal als Zellengenosse.

Zuerst gab es Schwierigkeiten, als ich mit Miguel, Alfonso und einigen

Anderen anrückte. Alle Zellen seien schon belegt, beschieden uns die Wachbeamten. Nachdem wir ihnen 20 Dollar gegeben hatten, fand sich dann doch recht schnell eine Lösung.

Erstmals verbrachte ich Weihnachten im Gefängnis. Die Häftlinge schmückten den ganzen Block mit bunten Girlanden. Am Weihnachtstag durften Familien und Freunde zu Besuch kommen. Jeder Gefangene sollte zudem an diesem Tag eine Flasche Bier erhalten. Ich hatte schon beinahe vergessen, wie Bier schmeckt. Als die Besuchszeit vorbei war, stellten wir uns an, um unser Bier in Empfang zu nehmen. Ich hatte allerdings versäumt, mich dafür in einer Liste einzutragen, und ging leer aus. Niemand wollte mir sein Bier verkaufen. Eine große Enttäuschung für mich. Doch das Bier war schnell getrunken, und die Gefängnisinsassen wandten sich wieder den üblichen Rauschmitteln zu: Koks, Pasta, Marihuana und Rum.

Ich zog mich bald zurück. Mir ging ein Artikel über Joachim Fiebelkorn nicht aus dem Kopf, den mir Julia gebracht hatte. Im September, kurz bevor unser Geschäft aufflog, war in Italien gegen ihn ein Haftbefehl wegen Terrorismus erwirkt worden. Er soll demnach 1980 an einem rechtsextremen Bombenattentat in Bologna beteiligt gewesen sein, bei dem 85 Menschen starben.

Joachim war nach Deutschland geflogen und hatte sich dort der Polizei gestellt. Die setzte ihn wieder auf freien Fuß, weil ihr die italienischen Verdachtsgründe nicht ausreichend erschienen. Das hatte mich aufgebracht: Da flog er in aller Seelenruhe nach Deutschland und ging sogar zur Polizei, obwohl er in Peru inzwischen ebenfalls zahlreiche Verbrechen begangen hatte.

Meine Mitgefangenen, denen ich diese Geschichte erzählte, waren alleamt über Joachim empört: So ein Verräter müsse umgebracht werden –

und wenn schon nicht er, dann wenigstens seine Familie. **Italiener und Kolumbianer boten**

sich an, ihn gegen ein Kopfgeld für mich zu ermorden.

Ich wusste, dass Joachim 1981 nach Brasilien geflohen war, nachdem die Regierung von Garcia Meza, der er als Militärbefehlshaber angehörte, gestürzt worden war. In Brasilien war er vermutlich in die Dienste der amerikanischen Rauschgiftpolizei getreten. Dann nahm er wieder mit Walter und mir Kontakt auf. Er bat uns zuerst um Unterstützung, damit er nach Florida und von da aus nach Peru zu fliegen konnte. Er wollte angeblich seine alten Rauschgift-Verbindungen wieder beleben. Dabei lernte er dann unter anderem Alfonso kennen. Dann kehrte er zurück, gab vor, allein nicht weiterzukommen, und bedrängte uns, mit einzusteigen.

In Frankfurt brachte er mich mit zwei Freunden zusammen, amerikanischen Konzertveranstaltern, die mehrere Kilo Kokain kaufen und

sofort bar bezahlen wollten. **In Wirklichkeit handelte es sich um Rauschgift-Agenten.** Ich hatte keinen Verdacht gegen Joachim, aber die beiden Amerikaner kamen mir komisch vor, denn niemand zahlt bei einem Rauschgiftgeschäft cash.

Joachim versuchte, meine Bedenken zu zerstreuen: „Überleg mal, Ronnie. Das ist das große Geschäft. Wir kaufen den Stoff bei Alfonso. Die Amerikaner zahlen uns 50 000 Dollar pro Kilo. Du fliegst einmal mit, und dann läuft der Laden von allein.“

Ich besprach den Plan mit Walter. Er war dafür mitzumachen, hauptsächlich um Joachim danach endlich los zu werden. Als ich zum Flug nach Lima aufbrach, packte ich meine Bibel in den Koffer.

Die Operation war zu einem vollen Erfolg für die Polizei geworden, und Joachim konnte ihn sich an die Brust heften. Je länger ich darüber nach-

dachte, desto mehr hasste ich ihn dafür. Tage verbrachte ich damit, darüber nachzudenken, wie ich ihn quälen würde, wenn er mir in die Hände fallen sollte. Aber je ausgefeilter die Foltermethoden wurden, die ich mir ausdachte, desto schlechter fühlte ich mich dabei.

Mein Zellengenosse Harry versuchte, mir das mit einer kruden Philosophie zu erklären: „Dieser Typ hat sich bereits selbst gerichtet. Das steht sogar, glaube ich, irgendwo in der Bibel. Du kannst es auch schlechtes Karma nennen. Was immer du jemandem Schlechtes zufügst, wird auf dich selbst zurückfallen. Das ist eines der Gesetze des Lebens.“

Ich begann, im Neuen Testament zu lesen. Im Matthäusevangelium stieß ich bald auf die Bergpredigt und eine unglaubliche Aussage: „Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel! Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ (Matthäus 5, 43-45)

Im folgenden Kapitel hieß es sogar: „Denn wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, so wird euch euer himmlischer Vater eure Verfehlungen auch nicht vergeben.“ Diese Verse machten einen starken Eindruck auf mich, und mein Hass auf Joachim wurde erschüttert.

Harry schrieb viele Briefe und bekam auch häufig Post, wie mir auffiel. Als ich ihn darauf ansprach, sagte er: „Ich war früher Journalist und kenne aus dieser Zeit noch einige einflussreiche Leute. Es sind bereits einige Artikel über mich erschienen. In meinem Namen ist auch die amerikanische Drogenpolizei verklagt worden, weil sie amerikanische Staatsbürger in Menschenrechte verletzenden Staaten inhaftieren lässt. Jeder weiß doch, dass die großen Drogendealer ungeschoren bleiben.“

„Interessant. Wie sind deine Erfolgsaussichten?“, fragte ich. „Sehr gut“, entgegnete er und zeigte mir Briefe aus dem amerikanischen Außenministerium, von seinem zuständigen Kongressabgeordneten,

mehreren Senatoren sowie von Privatleuten und Menschenrechtsgruppen. Viele Gefangene versuchten, in dieser Weise auf die Regierung von Peru Druck auszuüben, um einen Gerichtstermin zu bekommen oder frei gelassen zu werden. Meist führte das aber zu nichts. Mein Vater hatte auch bereits an die britische Premierministerin Margaret Thatcher geschrieben, aber nur nichtssagende Antworten aus ihrem Büro erhalten.

Wenn er einen Brief schrieb, rauchte Harry pausenlos Zigaretten und so genannte Mixtos, Joints mit einer Mischung aus Pasta und Marihuana. Mehrmals war er dabei schon von Wachleuten erwischt worden. Offiziell war Drogenbesitz und -konsum im Gefängnis natürlich streng verboten. Es gab dann meistens einen großen Streit. Der Beamte drohte, ihn in die Strafzelle zu schicken, und Harry wehrte sich lautstark dagegen. Am Ende einigten sie sich immer auf die Zahlung eines Bestechungsgeldes.

Fast täglich kam der Musikproduzent Mike vorbei, um mit Harry einen Joint zu rauchen. Harry war der Besuch zunächst willkommen. Am Ende musste er seinen Gast aber immer mit Nachdruck hinauswerfen. Ich beobachtete das Spiel einige Zeit. Dann fiel mir auf, dass Mike Dienstags

nie kam. **"Am Dienstag kommt Bible-Steve, und ich gehe in seine Bibelstunde"**, klärte er mich auf. Bibelstunde? „Wir treffen uns in dem Gemeinschaftsraum neben der Schreinerei, singen Lieder, beten und lesen gemeinsam in der Bibel“, erläuterte Mike. Ich erinnerte mich jetzt, dort schon mehrmals einen Ausländer mit gepflegter Erscheinung, blonden Haaren und einer großen Hornbrille gesehen zu haben. „Das ist Bible-Steve? Der ist doch Agent der Rauschgiftpolizei“, argwöhnte ich. Mike widersprach lachend: „Nein, der ist bestimmt kein Agent. Komm doch nächstes Mal mit und bilde dir selbst ein Urteil.“

Bible-Steve begrüßte mich überschwänglich und in breitestem Südstaaten-Dialekt. Ich mochte ihn sofort. Etwa ein Dutzend Gefangene waren zur Bibelstunde gekommen. Die meisten von ihnen kannte ich

nicht. Ich hielt mich im Hintergrund und beobachtete, wie die Stunde ablief. Ein Abschnitt aus dem Markus-Evangelium wurde reihum gelesen, und dann wollte Steve wissen, was wir uns unter dem Reich Gottes vorstellen. Ich kam da nicht mit, wollte aber keinesfalls durch eine dumme Frage auffallen.

„Was ist damit gemeint, wenn Jesus uns auffordert, Buße zu tun?“, fuhr Steve fort. Damit hatten auch die Anderen Schwierigkeiten. Steve half: „Man könnte das Wort auch mit ‚ändert euren Sinn‘ oder ‚denkt um‘ übersetzen.“

„Das bedeutet, dass du auf einen anderen Kanal umschaltest, weil du das Programm, das du bisher gesehen hast, satt hast“, antwortete Einer. „Gut gesagt“, antwortete Steve, „du wendest dich von der Sünde ab und hin zu Gott.“ Jetzt musste ich doch eine Frage los werden: „Was ist denn Sünde? Ist es das, was Adam und Eva getan haben, oder ist Drogenhandel auch Sünde?“

Steve holte tief Luft: „Das ist natürlich ein riesiges Thema. Das Wort ‚Sünde‘ kann man auch übersetzen mit ‚Verfehlung‘ oder ‚das Ziel verfehlen‘. Also ist das, was Adam und Eva getan haben, das erste Beispiel für Sünde, denn sie hatten Gottes Auftrag und Anweisung verfehlt.“ Ich hakte nach: „Okay, aber ist es auch Sünde, ein menschliches Gesetz zu brechen?“

„Der Gesellschaft gegenüber Ja, sonst gäbe es dieses Gefängnis wohl nicht“, antwortete Steve, „allerdings wirst du in der ganzen Bibel nichts über Kokainschmuggel finden. Du musst dann tiefer gehen und deine Motive für den Handel mit Drogen und die Konsequenzen für andere untersuchen. Wenn ihr wollt, können wir uns ja demnächst mal die Gebote und Gesetze Gottes ansehen.“ Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung.

Am Singen und Beten beteiligte ich mich nicht. Das war

mir zu affig. Aber die Bibelstunde hatte mir gefallen. Am Ende stellte ich mich Steve vor und schilderte ihm, wie ich nach Lurigancho gekommen war.

Ich erwähnte besonders auch meinen Hass auf Joachim. Steve legte die Stirn in Falten: „Vom menschlichen Standpunkt aus kannst du ihm niemals vergeben, das ist richtig. Aber von dieser Warte aus kann auch dir niemand vergeben. Denk mal daran, dass auch Jesus durch einen Freund verraten wurde und ans Kreuz kam. Er starb, um sich freiwillig für deine Sünden zu opfern. Wenn du das glauben kannst, dann ist auch der Verrat von Joachim für dich kein Problem mehr.“

Diese Worte trafen mich. Ich blieb einige Zeit allein in dem Raum, nachdem die Anderen gegangen waren. In mir tobte ein innerer Kampf. Ich fühlte mich vor eine große Entscheidung gestellt. Mein skeptischer Verstand sträubte sich jedoch dagegen, Joachim zu vergeben, geschwei-

ge denn meine eigene Schuld anzuerkennen. **Ich wollte nicht auf Gott hören.** Aber schließlich rang ich mich doch dazu durch, dass ich Joachim nicht mehr mit meinem Hass verfolgen wollte.

Wenige Tage später erhielt ich einen Zeitungsausschnitt. Ich erkannte sofort Joachims Bild. Die Zeitung berichtete, dass Joachim in Frankfurt festgenommen worden sei. Es hatte sich herausgestellt, dass er in der Zeit, als er bereits für die Polizei arbeitete, weiter Drogen geschmuggelt hatte.

War das Gottes Antwort auf meine Entscheidung? Ich wusste nicht, ob ich das glauben sollte. Aber auch meine eigene Rolle in diesem Spiel sah ich in neuem Licht. Wenige Tage vor dem Flug nach Lima hatte ich den Rückflug nach Frankfurt storniert. Ich wollte das Kokain nun stattdessen nach Kanada schaffen. Möglicherweise entschied die Polizei daher, die Falle schon in Lima zuschnappen zu lassen. Wäre ich in Deutschland verhaftet worden, hätte sich mein Gefängnisaufenthalt ganz anders gestal-

tet, und die Frage nach Gott hätte sich mir vermutlich nie gestellt. Gott hatte offenbar gewusst, wie er mich auf den Weg zum Glauben bringen kann.

*

Julia besuchte mich regelmäßig jeden Samstag. Inzwischen hatte ich aber von Sheena Post bekommen. Sie schrieb, dass sie mich vermisste und auf ein baldiges Wiedersehen hoffte. Julia erzählte ich nichts davon, aber ich fragte sie vorsichtig, ob wir nicht einfach befreundet bleiben könnten. Damit stieß ich Julia vor den Kopf. Da sah ich keinen anderen Ausweg mehr, als ihr von meiner Freundin in Deutschland zu erzählen. Julia war sehr enttäuscht und niedergeschlagen und kam von da an nicht mehr.

Eines Morgens holte uns die gefürchtete Militär ähnliche Guardia Republicana unsanft aus dem Schlaf. Eine Razzia! Hundertschaften stürmten jeden Zellenblock, begleitet von ohrenbetäubendem Getriller ihrer Pfeifen. Die Gefangenen wurden mit Schlagstöcken auf die Höfe hinausgetrieben. Manche wurden dabei ernsthaft verletzt oder sogar tot geschlagen. Obwohl wir uns bemühten, den Polizisten so wenig Anlass wie möglich zu geben, hatten einige von ihnen ein sadistisches Vergnügen daran, ihre Macht über uns zu beweisen. Im Hof mussten wir uns mit dem Gesicht zur Mauer hinhocken und die Arme hinter dem Kopf verschränken. Mehrere Stunden lang mussten wir so stillsitzen. Wer sich bewegte oder mit seinem Nachbarn sprach, erhielt sofort Schläge. Nicht einmal zur Toilette gehen durften wir. Während dieser Zeit wurden unsere Zellen auf den Kopf gestellt. Alles, was ihnen wertvoll erschien, nahmen die Polizisten mit.

Dann folgte eine Zählung. Jeder Gefangene, der aufgerufen wurde, musste zur anderen Seite des Hofes rennen und sich dort wieder hinhocken. Bei jeder Razzia stellte sich heraus, dass etliche Häftlinge fehlten, die entweder geflohen oder gestorben waren.

Nach der Razzia durften Harry, François, Géry und ich nicht wieder in unsere Zelle zurück. Sie werde jetzt als Büro für die Gefängnisverwaltung

gebraucht, hieß es. Ich kam auf eine andere Zelle, die ich mit Jürgen, einem Deutschen, teilte. Er kam aus Hamburg und saß natürlich wegen Kokainhandels. Fast die gesamte Breite der Zelle wurde von einem Etagenbett aus Holz eingenommen. Ich schlief oben, was sich als Strapaze heraus stellte, weil sich da Nachts die Hitze staute.

Ich erfuhr, dass Jürgen in Deutschland Musikanlagen für Rockkonzerte vermietet hatte. Einmal kamen mehrere Stars nicht zu einem Konzert, worauf die Zuschauer die Bühne stürmten und die Anlage kurz und klein schlugen. Die Versicherung zahlte nicht, und Jürgen gab auf. „Ich war damals schon so auf Heroin, dass ich keinen Bock mehr darauf hatte“, fügte er hinzu.

Hier in Lurigancho gab es für Jürgen auch nichts anderes als Pasta und Marihuana. Der Drogenhandel wurde von mehreren Dealern organisiert, deren wichtigster Javier Buitron hieß. Nach Aussage von Jürgen verdiente

er im Gefängnis mindestens 10.000 Dollar pro Monat. **"Seine Strafe hat der längst abgesehen, aber hier verdient er mehr als draußen und oben-drein sicherer"**, sagte Jürgen.

Die Bibelstunden von Steve hatte ich seither regelmäßig besucht. Nach kurzer Zeit kam er auf das versprochene Thema: „Heute habe ich etwas über die Zehn Gebote vorbereitet. Ihr kennt sie doch sicher alle?“ Wir dachten angestrengt nach. Nach längerem Schweigen schlug Steve vor, die Stelle im 2. Buch Mose zu lesen. „Wer von euch kann sagen, dass er noch nie eines dieser Gebote gebrochen hat?“, fragte er.

Wieder breitete sich Schweigen aus, dann sagte ich: „Ich habe alle zehn gebrochen.“ Das erstaunte auch Steve: „Du hast doch noch keinen umgebracht, oder?“

„Das nicht, aber ich hatte es schon einige Male vor oder habe indirekt den Auftrag dazu gegeben“, sagte ich. Steve nickte: „Jesus hat gesagt, dass schon, wer seinen Bruder beschimpft, dem Gericht verfallen ist. Gottes Gebote sind sowas wie ein Spiegel oder ein Prüfstein für unser Verhalten. Wisst ihr, welche Strafen vorgesehen waren, wenn jemand gegen Gottes Gebote verstieß?“ Mike kratzte sich hinterm Ohr: „Er musste ein Tieropfer bringen.“

„Richtig“, sagte Steve, „aber nur, wenn der Verstoß ein Versehen gewesen war. Brach jemand ein Gebot mit Absicht, so bedeutete das den Tod. Weitere Strafen gab es nicht. Gefängnisbußen waren nicht vorgesehen. Damals gab es zwar auch Gefängnisse, aber die sollten die Leute nur bis zum Gerichtstermin festhalten. Danach wurden sie entweder frei gelassen oder getötet. Die Vorstellung, dass Menschen in der Haft gebessert werden können, kam erst im Mittelalter auf.“

Den Gedanken einer Welt ohne Gefängnisse fand ich sehr verlockend. Aber die strenge Todesstrafe beunruhigte mich. „Wurde das wirklich so strikt gehandhabt?“, fragte ich. „Die Zehn Gebote sind zwar das perfekte Gesetz Gottes, aber kein Mensch kann sie jemals alle halten. Auch Mose konnte das nicht. Der Einzige, der es konnte, war Jesus“, antwortete Steve. „Also bleibt mir nur früher oder später die Todesstrafe“, sagte ich zweifelnd.

"Nein, Gott vergibt die Sünden und rettet die Sünder. Dazu müssen wir allerdings erkennen, dass wir Sünder sind",

sagte Steve und las eine Stelle aus dem Römerbrief vor: „Denn es ist kein Unterschied: Alle haben gesündigt und die Herrlichkeit verloren, die Gott ihnen zgedacht hatte, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Jesus Christus geschehen ist. Den

hat Gott für den Glauben hingestellt als Sühne in seinem Blut zum Erweis seiner Gerechtigkeit, indem er die Sünden vergibt.“ (Römer 3, 23-25)

Die Bibelstunden gaben mir zu denken. Drogenschmuggel hatte ich bisher als reines Geschäft, allenfalls als ein Kavaliersdelikt gesehen. Früher hatte ich kaum Süchtige gekannt. Aber hier im Gefängnis war ich zunehmend mit Drogensüchtigen und ihrer beklagenswerten Lage konfrontiert. Und mir fielen auch die Dealer und ihre Handlanger ein, mit denen wir zusammen gearbeitet hatten. Ich erinnerte mich an Situationen, in denen säumige Schuldner von ihnen beinahe tot geschlagen worden waren. Ich hatte immer gesagt, dass man auch mal Härte zeigen musste, um ein Geschäft durch zu ziehen. Jetzt bekam ich beim Gedanken daran ein schlechtes Gewissen.

*

„Mein Sohn, wie bist du bloß hier hineingeraten?“ Mein Vater stand mir im Besucherraum von Lurigancho gegenüber und sah mich besorgt an.

Ich hatte ihn seit mindestens einem Jahr nicht mehr gesehen. Er kam mir deutlich gealtert vor. Ich musste an meine behütete Kindheit denken. Meine Familie war relativ wohlhabend. Vater war Manager einer amerikanischen Versicherungsgesellschaft. Meine Eltern hatten es mir an nichts fehlen lassen. Meine Kindheit und Jugend verbrachte ich in Frankfurt. Als ich zwölf Jahre alt war, ließen sich meine Eltern scheiden, und ich kam in ein christliches Internat im Taunus. Aber auch an diese Zeit habe ich gute Erinnerungen. Meine Freundschaft mit Walter begann in dem Schülerheim.

„Jetzt müssen wir dein Problem lösen“, fuhr Vater fort, „auch deine Mutter macht sich große Sorgen, wie du dir vorstellen kannst. Ich habe 18.000 Dollar bei mir. Können wir damit etwas anfangen?“ Ich machte fast einen Luftsprung: „Dad, mit dem Geld bin ich schon so gut wie draußen!“

Nach Deutschland konnte ich allerdings nicht zurück. Wie ich von meinem Vater erfuhr, stand Joachim Fiebelkorn gerade vor Gericht. Walter

war noch immer untergetaucht. Ich hatte aber ohnehin vor, nach Jamaica zu gehen. Auf diese Idee hatte mich Horace gebracht, ein schwarzer Geschäftsmann aus Miami, den ich in Steves Bibelstunde kennen gelernt hatte. Eine legale Entlassung in näherer Zukunft hielt ich inzwischen für ausgeschlossen. Aber wie sich eine Flucht organisieren ließ, wusste ich noch nicht.

Zu denken gab mir, dass kürzlich François' Flucht gescheitert war. Er hatte sich 10.000 Dollar auf das Konto eines Knastkumpels überweisen lassen. Kurz darauf wurde dieser entlassen. Er hatte mit dem Geld den Richter bestochen und sich aus dem Staub gemacht. François sah ihn nie wieder. Die meisten Knastbekanntschaften waren vermutlich nichts wert.

Zusammen mit Horace gründete ich kurz nach dem Besuch meines Vaters eine Kantine.

In einem großen Gemeinschaftsraum kochten wir regelmäßig für etwa 40 Gefangene, überwiegend Ausländer, die es sich leisten konnten. Wir hatten sogar einen richtigen Kühlschrank, den Horace irgendwo aufgetrieben hatte. Nun konnten wir beinahe so wie in der zivilisierten Welt essen.

Trotzdem verfolgten wir unsere Fluchtpläne konsequent weiter. Horace kannte einen Wachbeamten namens Lupo, der bereits mehrere Fluchten ermöglicht hatte. Es kam vor allem darauf an, dass die richtigen Wachleute Dienst hatten. Dann sollten wir an eine Stelle im Gefängnis gebracht werden, wo wir über den Zaun steigen konnten. Oder wir wurden in ein Polizeiauto gesetzt, womöglich als Polizisten verkleidet. Mein Vater sollte draußen das Geld übergeben.

Horace warnte: „Von unserem Plan darf niemand etwas erfahren, sonst geht er garantiert schief. Wenn jemand von der Gefängnisleitung davon



Wind bekommt, dann will er das Geschäft selbst machen, und wenn einer von den Gefangenen etwas erfährt, gibt es ein Riesentheater, und wir sind enttarnt.“

Unser erster Fluchtversuch scheiterte tatsächlich, aber nicht, weil er vorzeitig bekannt wurde. Als wir zum Zaun gebracht wurden, begegnete uns der Oberaufseher, sodass wir die Aktion vorsichtshalber abbrachen. 200 Dollar Anzahlung für Lupo waren futsch.

Also saß ich bald darauf wieder in Steves Bibelstunde, nur um zu erfahren, dass er bald in die USA zurückkehren würde. Das bedauerte ich sehr. Steve hatte mir entscheidend dabei geholfen, einen Sinn in meinem Gefängnisdasein zu sehen.

In seiner letzten Stunde beschäftigte er sich mit dem Thema Geld. „Es gibt in der Bibel eigentlich keine Stelle, in der Reichtum generell verdammt wird, aber sie sagt viel über die Einstellung zum Geld aus“, sagte Steve, „hört euch das mal an: ‚Denn die, die reich werden wollen, fallen in Versuchung und Verstrickung und in viele törichte und schädliche Begierden, welche die Menschen versinken lassen in Verderben und Verdammnis.‘ (1. Timotheus 6, 9)“

Das traf auf mich zu, musste ich mir eingestehen. Ursprünglich war ich mit wenig Geld ausgekommen. Zuletzt hatte ich schon 10.000 Dollar feste Ausgaben jeden Monat für Hypotheken, Mieten, Büros, Unterhalt, Autos und so weiter.

Geld bedeutete für mich Sicherheit, Freiheit, Prestige. Ich war vom Geld gefangen – auch dann, wenn ich aus dem Gefängnis kam. Meine Geldgier war das Motiv gewesen, ins Drogengeschäft einzusteigen, und ich musste davon loskommen, wenn sich etwas ändern sollte. Am Ende dieser Stunde rang ich mich zum ersten Mal dazu durch, ein Gebet zu sprechen: „Lieber Gott, ich habe das Geld zu sehr geliebt. Bitte hilf mir, davon frei zu werden.“

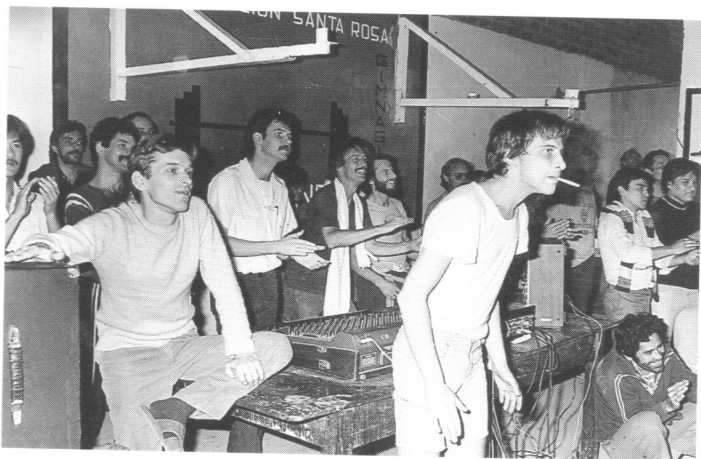
Im Gefängnis konnte freilich von Luxusleben keine Rede sein. Die sanitären Verhältnisse waren erbärmlich. Überall roch es nach Urin und Fäkalien, und es wimmelte von Fliegen. Zu den Mitbewohner in den Zellen zählten auch Ratten und Kakerlaken. Die Ratten lebten normalerweise in den Fugen der Mauern, kamen aber regelmäßig hervor, um in Abfällen und Essensresten zu wühlen. Manchmal gelang es einem Gefangenen, eine Ratte tot zu schlagen oder auf dem Hof zu Tode zu hetzen.

Trotz der katastrophalen Zustände und der zermürbenden Wirkung der Haft geriet ich aber nicht in Verzweiflung. Anders als andere Gefangene betäubte ich mich nicht mit Drogen und hielt mich von den Parties der Gangsterbosse fern. Durch das Lesen der Bibel blieb ich mental und emotional im Gleichgewicht. Ich spürte, dass Gott durch dieses Buch und meine spezielle Situation zu mir sprach, und ich wollte jeden Tag mehr von ihm erfahren.

Zwischendurch heckte ich zusammen mit dem Musikproduzenten Mike, der mich auf die Bibelstunde aufmerksam gemacht hatte, einen neuen Fluchtplan aus. Mike wollte mit einer selbst gebastelten Sprengladung Verwirrung unter den Torwächtern stiften und dann unbemerkt über den Zaun steigen.

Zur Herstellung des Sprengstoffs brauchten wir Blumendünger, aber die Frauen, die wir beauftragten, ihn für uns zu beschaffen, vergaßen es

immer wieder oder kamen nicht wieder. **Stattdessen kamen wir dann auf die Idee, eine Band zu gründen und ein Konzert im Gefängnis zu veranstalten.** Wir hatten bereits Kontakt zu einigen Musikern geknüpft. Sie waren von dieser Idee sofort hellauf begeistert.



So etwas hatte es in Lurigancho noch nie gegeben. Die Aussichten, tatsächlich ein Musikfestival veranstalten zu können, waren äußerst gering. Doch dann wurde der Gefängnisdirektor wegen Korruption gefeuert, und seine Position nahm die Rechtsanwältin Dr. Delia Atúncar ein, die erste Frau auf diesem Posten. Und sie war für unsere Pläne zugänglich. Sie stellte uns die Turnhalle für unser Konzert zur Verfügung.

*

Wie in fast jedem Jahr hatte der Pazifikstrom „El Nino“ in Peru katastrophale Überschwemmungen verursacht und zehntausende Menschen obdachlos gemacht. Jeden Abend war ihr Leid im Fernsehen zu verfolgen. Das brachte uns auf die Idee, den Erlös unseres Konzerts den Überschwemmungsopfern zur Verfügung zu stellen. Das brachte uns die Aufmerksamkeit der Presse. Es wurde gestattet, dass das Konzert auch Bürger von Lima besuchen konnten.

Es meldeten sich sogar etliche Prominente an. Uns wurde am Ende selbst mulmig: Entweder zeigte das Konzert, dass es in Lurigancho nicht nur hoffnungslose und verkommene Verbrecher gab, oder der Abend mündete im Chaos.

„Es gibt natürlich gefährliche und verrückte Spinner, die das Konzert für eine Revolte oder Geiselnahme nutzen könnten“, sagte Koko Romero, der Vorsitzende der Comisión de la Defensa de los Derechos Humanos, der Menschenrechtskommission des Gefängnisses, mit dem wir eng zusammenarbeiteten. Ich pflichtete ihm innerlich bei. Hatte ich doch selbst vor, während des Konzerts zu türmen. Der Wachmann Lupo sollte auskundschaften, ob ich in dem Durcheinander der Veranstaltung unbemerkt durch das hintere Anstaltstor hinausgebracht werden konnte.

Frühmorgens am Tag des Konzerts kam aufgeregt winkend ein Bote zu mir: „Oye Ronald! Donde están las entradas? Afuera hay un mortón de gente! (Wo sind die Eintrittskarten? Da draußen ist ein Haufen Leute!)“ Ich lief zum Küchenfenster und blickte hinaus. Am Haupttor herrschte Betrieb wie am Besuchstag. „Was wollen die denn schon alle hier? Das Konzert ist doch erst um 15 Uhr“, sagte ich.

Gegen Mittag wurden die Besucher eingelassen und zur Turnhalle geleitet. Die Musiker und Techniker waren dort mit Soundchecks beschäftigt. Sie hatten die Anlage am Vorabend aufgebaut und dann in der Turnhalle übernachtet, um Diebstähle zu verhindern. Ganz Lurigancho war auf den Beinen. Ich erfuhr, dass in einem Pabellon noch Eintrittskarten benötigt wurden. Mühsam kämpfte ich mich dorthin vor. Einen Teil der Einnahmen hatte ich in der Tasche. Erst auf dem Weg wurde mir bewusst, in welche Gefahr ich mich begeben hatte. Immerhin drängten hier einige der

gefährlichsten Verbrecher Perus an mir vorbei. Aber mir passierte nichts. Es wurde sogar eine Gasse für mich gebildet, damit ich den Wartenden ihre Tickets bringen konnte.

Auf der Bühne der Turnhalle hatten inzwischen die Ehrengäste ihre Plätze eingenommen, darunter zwei berühmte peruanische Volksmusiker, Vertreter der Justizbehörden und Diplomaten. In der Halle waren wohl 4000 Menschen versammelt. Als die Musiker die Bühne betraten, brandete sofort Beifall auf. Koko Romero begrüßte das Publikum und startete mit einer spanischen Version von Elvis Presleys „Jailhouse Rock“. Dann folgte eine peruanische Musikgruppe und schließlich unsere Band.



Sämtliche Eintrittsgelder waren in einen großen Wäschesack gewandert. Hinter der Bühne schütteten wir ihn aus und versuchten, das Geld zu zählen. Es waren mehr als eine Million Soles, etwa 500 Dollar. Wir kehrten auf die Bühne zurück und baten eine Repräsentantin des Bischofs von Lima zu uns. „Un millón de Soles para los niños del Perú! Gracias a Dios“, sagte ich feierlich. Wir wurden in ein Blitzlichtgewitter getaucht, und die Lampen der Fernsehkameras strahlten uns an. Die Frau sagte, es sei ein Zeichen der Hoffnung für Peru, dass Strafgefangene und ihre Familien trotz ihrer Armut dazu beitragen, den Not leidenden Über-

schwemmungsopfern zu helfen. Danach musste unsere Band noch einige Zugaben spielen.

Schließlich war Schluss. Die Sträflinge verabschiedeten sich von ihren Angehörigen und zogen friedlich in ihre Zellen zurück. Ich sah, wie der Generalinspekteur des Justizministeriums sich den Schweiß von der

Stirn wischte. **Meine Fluchtpläne hatte ich in der Aufregung völlig vergessen.**



Auch am nächsten Tag war das Gefängnis wie verwandelt. Unser Konzert war auf den Titelseiten sämtlicher Zeitungen Perus, einschließlich des konservativen „El Comercio“. Nur das Boulevardblatt „La República“ versuchte, die Veranstaltung als eine Sex-Orgie hinzustellen.

Wenige Tage später erhielten wir ein Schreiben des Bischofs von Lima mit den Worten: „Ich beglückwünsche euch wirklich, und ich bin sicher, dass der Herr Jesus, der sich nicht durch Großzügigkeit täuschen lässt, euch eure so wertvolle Haltung vergelten wird; dass ihr die eigenen

Leiden vergessen habt, um an andere, die in unserem Heimatland leiden, zu denken und zu ihrem Nutzen zu handeln.“

Nach dem Konzert wurden einige Hafterleichterungen eingeführt. Unter anderem gab es jetzt zweimal pro Woche eine Kinovorführung in der Turnhalle. Eines Abends nutzten jedoch zwei Gefangene die Gelegenheit, um unbemerkt aus der Turnhalle zu schlüpfen und über den Zaun zu steigen. Die Wachbesatzungen waren bestochen. Damit waren die Kinoabende Vergangenheit. Gefängnisleiterin Atúncar geriet zunehmend unter Druck.

Eine Geiselnahme am Ende des Jahres kostete sie schließlich ihren Job. Alarmglocken schrillten, und hunderte von Polizisten, alle bis an die Zähne bewaffnet, stürmten Lurigancho. Ich erfuhr erst später, dass neun Schwerverbrecher in die Kapelle des Gefängnisses eingedrungen waren und drei Nonnen und eine bekannte Fernsehmoderatorin als Geisel genommen hatten. Nach stundenlangen Verhandlungen stellte die Gefängnisleitung den Kidnappern einen Krankenwagen zur Verfügung, mit dem sie fliehen wollten.

Ihre Strategie bestand ausschließlich darin, die Flucht mit allen Mitteln zu verhindern. Kaum waren die Geiselnahmer und ihre Opfer in den Wagen verschwunden, wurde er von allen Seiten beschossen. Polizei und Wachbeamte feuerten schier besinnungslos und durchsiebten den Wagen mit hunderten von Kugeln. Wie durch ein Wunder überlebten zwei Nonnen, die Moderatorin und zwei der Kidnapper schwer verletzt.

Jetzt wurde Miguel Castro Castro, der bisherige Sicherheitschef von Lurigancho, Gefängnisleiter. Er ging mit einem Heer von Spitzeln gegen mögliche Ausbrecher vor. Auch ich geriet in sein Visier. So erschienen eines Tages, kurz vor Silvester 1983, einige Wachbeamte in meiner Luxuszelle und beförderten mich zusammen mit einigen anderen Männern unsanft in den Sotano, eines der Strafverliese im Keller meines Pabellons. Ich konnte nicht glauben, dass ich jetzt unter Sicherheitsarrest stand. Aber ich befand mich mit 25 anderen Gefangenen in einem schmutzigen, stinkenden Raum ohne Toilette. Es gab nur eine offene Kanalgrube, die bis oben hin mit Fäkalien gefüllt war.

Ich war empört und kochte vor Wut. Unverzüglich stellte ich gegen Castro Castro Strafanzeige wegen Amtsmissbrauch. Allerdings hatte diese Klage kaum Aussicht auf Erfolg. Ich kam mit einem Gefangenen ins Gespräch, der wie ich eine Bibel besaß. Zu meiner Überraschung kam ich bei ihm mit meinem Zorn gar nicht gut an. „Hast du dich etwa für einen besseren Menschen gehalten? Warum bemitleidest du dich jetzt?“

Glaubst du nicht, dass Jesus auch für dich gestorben ist?“

Ich wurde kleinlaut. Der Mann las mir noch einen Bibelvers vor: „Fürchte dich nicht vor dem, was du leiden wirst. Siehe, der Teufel wird einige von euch ins Gefängnis werfen, damit ihr versucht werdet, und ihr werdet in Bedrängnis sein zehn Tage lang.“ Nach genau zehn Tagen wurde ich aus dem Sotano entlassen.

Inzwischen war der Kontakt zu meiner Freundin Sheena abgebrochen. Ich bat Laura, die Freundin von Alfonso, für mich bei ihr in New Jersey anzurufen. Laura berichtete mir, dass Sheena von mir nichts mehr wissen wollte. Unsere Beziehung habe keine Zukunft mehr, ließ sie mir ausrichten. Außerdem habe sie in der Zwischenzeit jemand anderen kennen gelernt. Ich fühlte mich wie vor den Kopf geschlagen, zutiefst verletzt und enttäuscht. Tage lang konnte ich nichts essen. Dass die Beziehungen und Ehen fast aller Häftlinge in Lurigancho früher oder später zerbrachen, wurde mir jetzt verstärkt bewusst, konnte mich aber nicht trösten.

*

Sechs Monate nach unserem triumphalen Konzert war wieder Normalität in den Gefängnisalltag eingekehrt. Weil unsere Passierscheine eingezogen worden waren, konnten wir uns kaum noch zu Bandproben treffen. Ich vertiefte mich neben der Bibel in ein Buch über den Buddhismus und andere fernöstliche Religionen. Die Ideen faszinierten mich, aber sie schienen mir im praktischen Leben nicht zu verwirklichen zu sein. Vielleicht konnte ich diese Religionen als westlicher Mensch nicht richtig verstehen. Jedenfalls vermisste ich die Möglichkeit einer Beziehung zu

Gott. Er war im Buddhismus entweder unendlich weit entfernt oder nur ein abstrakter Begriff. Ich war verunsichert.

Mein Kantinen-Partner Horace hatte inzwischen nach fünf Jahren Haft seine Freilassung auf Bewährung beantragt. Ich borgte ihm mehr als 2000 Dollar, damit er die Hürden der Justizbürokratie überwinden konnte. Schließlich öffneten sich die Tore für ihn. Im Gefängnis tauchte ein neuer Bibellehrer auf, Pastor Mike Hughes. Er war eher ruhig und zurückhaltend, hatte aber die gleiche geistliche Ausstrahlung wie Steve. Mike erklärte uns, dass ein Mensch bei der Bekehrung ohne eigenes Zutun von Christus verändert wird. Religionen versuchen dagegen nach seinen Worten, einen Weg zu zeigen, wie Menschen aus sich heraus besser und Gott wohlgefällig werden können, ohne aber eine Sicherheit bieten zu können, dass man wirklich von Gott angenommen ist. Mike sagte uns auch, in seiner Gemeinde werde regelmäßig für uns gebetet. Ich maß dem wenig Bedeutung bei – schließlich kannte ich niemanden aus dieser Gemeinde.

Im Juni 1984, **21 Monate nach meiner Verhaftung, begann endlich mein Prozess.**

Die Gerichtstage waren ein absurdes Schauspiel. Um sechs Uhr morgens wurde in Lurigancho die Liste der Gefangenen verlesen, die vor Gericht erscheinen sollten. Von der Liste kursierten stets mehrere Kopien, die voneinander abwichen. Es dauerte Stunden, bis geklärt war, wer zum Gericht gebracht werden sollte, und bis die Betroffenen zum Hauptgebäude geführt worden waren. Dort wurden neue Listen angefertigt, Fingerabdrücke abgenommen, Stempel auf unsere Arme gedrückt, bis gegen Mittag der Abtransport begann. Die Bande, der ich angehört hatte, stand gemeinsam vor Gericht, sodass ich an diesen Tagen meine Komplizen wie zum Beispiel den Kokainkoch Choquehuanca wieder sah. Die Guardia Republicana war für den Gefangenentransport im Bus zuständig, durchsuchte uns nach Waffen und Drogen und begann damit, neue Listen zu schreiben und miteinander zu vergleichen.

Im Justizpalast wurden wir zunächst wieder in ein Verlies gesperrt. Nur wenn es uns gelang, die Wächter zu bestechen, bekamen wir etwas zu essen und zu trinken. Am späten Nachmittag wurden wir durch das Gedränge auf den Gerichtsfloren in unsere Verhandlungssaal geführt, der trotz dunkler Tüfelung und einem peruanischen Staatswappen an der Wand hinter den Richtern schäbig wirkte.

Akten stapelten sich vor dem Vorsitzenden Richter und seinen zwei Nebenrichtern fast bis zur Decke. Bei unserer Ankunft lief jedes Mal noch ein anderes Verfahren. Dann wurde unser Prozess eröffnet. Ein Sekretär las etwa eine Stunde lang aus unseren Akten vor. Dabei schiefen Richter und Staatsanwalt regelmäßig ein.

Meine Vernehmungen blieben häufig an für mich völlig unwichtigen Punkten stecken, etwa meinem ersten Aufenthalt in Peru oder Joachims Nazi-Utensilien und seinen Ansichten über Juden. Schließlich hatten alle den Überblick über das Thema der Vernehmung verloren, und der Richter vertagte die Sitzung um ein bis zwei Wochen. 37-mal wiederholte sich für uns diese Prozedur.

Am Ende verlangte der Staatsanwalt für mich 15 Jahre Haft ohne Bewährung. Mein Verteidiger schaltete sich nur selten in das Verfahren ein. Wir hatten immerhin Glück, dass unser Prozess nicht an Verfahrensfehlern scheiterte und wieder ganz von vorne beginnen musste, was häufig vorkam.

Miguel und Alfonso hatten inzwischen über Familienangehörige Kontakt zum Vorsitzenden Richter hergestellt. Er ließ sich schließlich darauf ein, Miguel für 15.000 Dollar frei zu sprechen und Alfonso und mich für zehn Jahre hinter Gitter zu schicken. Wir mussten dafür alle Schuld auf uns nehmen. Ein milderer Urteil wollte er uns aus Angst vor der amerikanischen Rauschgiftpolizei nicht in Aussicht stellen, aber in einer Berufungsverhandlung sollten wir dann frei gesprochen werden. Miguel war von diesem Vorschlag natürlich begeistert und versprach uns, sich für eine schnelle Berufung einzusetzen, sobald er frei war. Alfonso war in letzter Zeit deutlich abgemagert und schien krank zu sein. Aber er

stimmte zu, und so blieb auch mir nichts anderes übrig. Ich vertraute Laura einen Teil des Geldes an und bat sie, es dem Richter nach und nach zu geben.

Auf die vage Aussicht eines Freispruchs wollte ich mich allerdings nicht verlassen. Noch immer schmiedete ich Fluchtpläne, diesmal mit einem Bandenmitglied des Drogenhändlers Buitron namens Charola, der als Ausbrecherkönig galt. Außerdem war ein Pilot meiner Fluggesellschaft nach Lima gekommen, der mich außer Landes bringen wollte. Miguel war entsetzt, als er davon erfuhr. Sollte mir die Flucht gelingen, würde er wohl nicht mehr frei gesprochen. Aber ich fand, jeder müsse seine eigene Haut retten.

Einige Tage später sprach mich Kike Valle an: „Ich weiß, dass du fliehen willst.“ Ich bemühte mich, mir meine Überraschung nicht anmerken zu lassen: „Wie kommst du denn darauf? Mein Prozess ist bald zu Ende, und dann werde ich frei gesprochen.“ Kike sah mich unverwandt an: „Schon recht. Ich möchte dich trotzdem warnen: Dein größter Feind lebt mit dir in deiner Zelle.“ Miguel? Das konnte ich nicht glauben.

Der Tag der Flucht kam. Während des Abendessens ließ uns ein bestochener Wächter aufs Dach unsres Pabellons klettern. Von dort seilten wir uns auf das Dach des Mittelgangs zwischen den Gefängnistrakten ab. So gelangten wir unbemerkt zum Zaun des Gefängnisses.

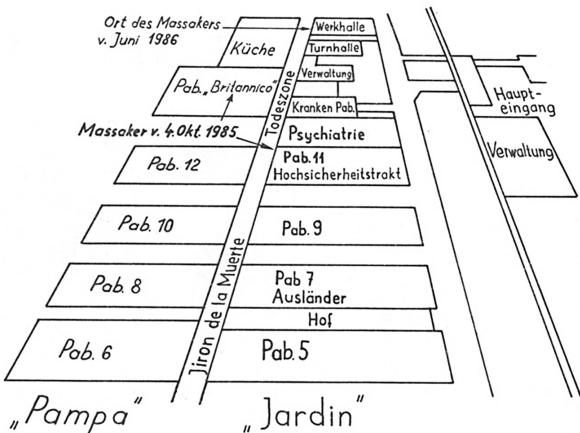
Die Beamten eines nahe gelegenen Wachturms waren bestochen. Wir mussten den fünf Meter hohen, mit Stacheldraht gesicherten Zaun überwinden. Jenseits eines Grünstreifens wartete ein zweiter Zaun und dahinter die Freiheit. Als wir den inneren Zaun bestiegen, begannen Sirenen zu heulen. Charola sprang mit einem Satz herunter. Ich zögerte: „Warum klettern wir nicht weiter? Jetzt ist es doch eh' egal.“ – „Bist du verrückt“, entgegnete Charola, „die Wächter können uns jetzt nicht mehr über-

lassen. **Sie müssen uns erschließen. Komm runter, schnell!“**



Am Zaun entlang rannten wir zu unserem Pabellon zurück. Ein uns wohl gesonnener Wärter ließ uns hinein schlüpfen. Wir kehrten beide so schnell wie möglich in unsere Zellen zurück. Miguel lag auf seinem Bett und sah fern. „Warum ist hier so eine Aufregung?“, fragte ich scheinheilig. „Die Leute glaubten, du wärst mit Charola getürmt“, gab Miguel scheinbar gleichgültig zurück. Für den Alarm konnte allerdings in meinen Augen nur Kike Valle verantwortlich sein. Er allein hatte von unseren Fluchtplänen gewusst.

Lageplan des Lurigancho-Gefängnisses.



Charola und mir war nichts nachzuweisen. Niemand hatte uns am Zaun gesehen. Deshalb beschlossen wir, unseren Versuch nach einiger Zeit nach dem selben Muster zu wiederholen. Am Vortag der geplanten Flucht wurde meine Zelle ohne ersichtlichen Grund durchsucht, und ich wanderte in den Hochsicherheitstrakt in Pabellon elf.

Meine Wut auf Kike Valle wuchs. Er musste uns erneut verpfeifen haben. Erst Jahre später erfuhr ich die Wahrheit. Laura hatte mich bei der Gefängnisverwaltung angezeigt, damit ich nicht die Freilassung ihres Mannes gefährdete. Sie gestand es mir im Sommer 1989. Ich konnte ihr vergeben, und wir sind Freunde geblieben. Kike Valle hatte Recht behalten. Im Gefängnis konnte man tatsächlich absolut Niemandem vertrauen.

*

Bald darauf gelang Charola die Flucht. In der Nacht darauf wurde ich von vier verummten Beamten unsanft geweckt und aus der Zelle gezerrt. Sie schleiften mich an den Zaun, wo ich mich niederknien musste, während sie Scheinwerfer und ihre Maschinenpistolen auf mich richteten. „Wer steckt hinter der Flucht von Charola? Wer sind die bestochenen Beamten?“, brüllten sie mich an. Mir war klar, dass sie mich auf der Stelle erschießen wollten, aber ich war wie gelähmt vor Angst und

brachte kein Wort heraus. **Wenn ich irgendetwas gestehen würde, wäre das erst recht mein Ende,** dachte ich. Mühsam versuchte ich, den Wachleuten klar zu machen, dass ich nichts von der Sache wissen konnte, da ich im Pabellon elf fest eingesperrt war. Ich erwartete das Schlimmste, aber zu meiner Überraschung zogen sie mich darauf hoch und brachten mich in meine Zelle zurück.

Zellengenossen wollten mich beruhigen. Das sei die Geheimpolizei des Gefängnisses gewesen, aber die Jungs hätten nur geblufft, damit ich auspackte. Das beruhigte mich nur wenig. Ich hatte nun wirklich genug

von Lurigancho. „Ich will hier raus“, wimmerte ich.

Zu allem Überfluss ließ mich Castro Castro in sein Büro holen. Er war außer sich vor Zorn: „Ich habe von deinen Anzeigen gegen mich erfahren. Aber das wird dir nichts nützen. Ich weiß auch, dass du fliehen willst. Aber solange ich Direktor bin, und das wird noch sehr lange sein, kommst du hier nicht raus. Darauf kannst du dich verlassen!“

Im Pabellon elf bekam ich viel mehr von Peru zu sehen als in meinem Gringo-Pabellon. Eines Abends wurde ein stark bandagierter Gefangener auf einer Trage hereingebracht. Er kam aus einem Gefängnis der Bergwerksstadt Huancavelica. Dort ging es offenbar noch weitaus

schlimmer zu als bei uns. **Deshalb hatte er sich mit Kerosin übergossen und angezündet** – in der Absicht, nach Lima zu gelangen. In dem angrenzenden Garten waren die Desorientierten und psychisch Kranken untergebracht. Sie wurden jeden Morgen von den Wärtern ruhig gestellt und vegetierten dann vor sich hin. Ein alter Mann tanzte den ganzen Tag über und erhielt dafür immer wieder mal eine Zigarette. Diese Eindrücke belasteten mich sehr. Zudem machte ich mir Sorgen um meinen Vater. Er hatte Anfang des Jahres einen Herzinfarkt erlitten, von dem er sich nur langsam wieder erholte. Alpträume verfolgten mich, sodass ich häufig mitten in der Nacht schweißgebadet aufwachte.

Nach wie vor las ich regelmäßig in der Bibel, abwechselnd im Alten und im Neuen Testament. Inzwischen war ich am Ende des Lukas-

Evangeliums angekommen. **Eine Kreuzigung musste eine bestialische Hinrichtungsart sein, dachte ich,** als ich von Jesus und den beiden Verbrechern auf dem Berg Golgatha las.

Warum wollte Gott, dass Jesus so viel durchmachen musste? Ich las weiter bei Johannes: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Ich blätterte zurück an den Anfang der Bibel: „Im Anfang schuf Gott die Himmel und die Erde...“

Plötzlich erkannte ich, wer Jesus war. Gott erschuf die Welt, indem er sprach. Er sprach zu Abraham, Moses, David und all den anderen Menschen. Und er hatte in den vergangenen Monaten auch zu mir deutlich gesprochen – durch sein Wort, die Worte in der Bibel. Aber dieses Wort kam einmal auch direkt zu den Menschen. Gott offenbarte sich durch Jesus, seinen Sohn. Jesus, das war Gott in Menschengestalt, sowohl Gott als auch Mensch. Ich hatte lange gebraucht, das wirklich zu verstehen. Kein Wunder, dass die Juden das nicht glauben wollten.

Zwei Kapitel weiter stieß ich auf den Schlüssel dieser Botschaft: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn gerettet werde.“ (Johannes, 3, 16 – 17) Ich spürte plötzlich, dass mit „Welt“ auch ich gemeint war. Gott liebt mich! Es kam mir auf einmal so vor, als stünde er mit mir in dieser Zelle. Ein überwältigendes Gefühl!

Gleichzeitig wurden meine Aussichten, aus dem Gefängnis frei zu kommen, immer schlechter. Mir machte schwer zu schaffen, dass Horace mich belogen hatte. Er hatte mir versprochen, sich für meine Freilassung einzusetzen, sobald er draußen war. Tatsächlich war er mit dem Geld, das ich ihm geborgt hatte, verschwunden. Mein guter Freund, ein angeblicher Bruder im Glauben, mit dem ich in Lurigancho alles geteilt hatte! Einige Häftlinge boten mir an, ihn ausfindig zu machen und umbringen zu lassen. Da kam ich zur Besinnung und gab meine Rachedgedanken auf.

Zunehmend dämmerte mir, dass ich keine Chance mehr hatte. Alle meine Fluchtpläne hatten sich zerschlagen oder waren gescheitert. Dabei hatte ich Unsummen von Geld verloren. Meine Freundin, mein Haus, meine Firma, alles war unerreichbar. Mir standen jetzt wenigstens 15 Jahre

Gefängnis bevor. Ich würde in einer schmutzigen Gefängniszelle Perus langsam zugrunde gehen. Jetzt wandte sich mein Zorn auch gegen Gott. Warum half er mir nicht? Ich hatte mich doch so bemüht, an ihn zu glauben und ein besserer Mensch zu werden.

Wieder fand ich die Antwort in der Bibel:

„So spricht der Herr: Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verlässt und hält Fleisch für seinen Arm und weicht mit seinem Herzen vom Herrn! Der wird sein wie ein Dornstrauch in der Wüste und wird nicht sehen das Gute, sondern er wird bleiben in der Dürre der Wüste, im unfruchtbaren Land, wo niemand wohnt. Gesegnet aber ist der Mann, der sich auf den Herrn verlässt und dessen Zuversicht der Herr ist! Der ist wie ein Baum, am Wasser gepflanzt, der seine Wurzeln zum Bach hin streckt. Denn obgleich die Hitze kommt, fürchtet er sich doch nicht, sondern seine Blätter bleiben grün.“ (Jeremia, 17, 5 – 8) In diesen Versen erkannte ich mich wieder. Ich hatte in den wichtigen Fragen immer nur Menschen vertraut, aber nicht Jesus. Ich war nur dem Verstand nach Christ, aber nicht mit dem Herzen. Ich spürte, dass ich Jesus mein Leben übergeben musste. Ich zögerte. Aber wieder hatte ich das Gefühl, als sei Gott bei mir in der Zelle. Er war schon immer bei mir, aber ich habe nicht darauf geachtet, dachte ich.

Mir traten Tränen in die Augen, und ich begann zu beten: „Jesus, wenn Du wirklich hier bist, dann übergebe ich Dir jetzt mein Leben. Wenn Du willst, dass ich hier drin bleibe, dann werde ich mich fügen. Aber wenn Du mich raus holen willst,... dann tu es bitte bald!“

Mir schien eine Tonnenlast von den Schultern genommen zu sein. Ich brauchte mir über mein Leben keine Sorgen mehr zu machen – es gehörte jetzt Jesus. Und er beantwortete mein Gebet noch am selben Tag. Genauer gesagt, war seine Antwort zu dem Zeitpunkt, als ich zu ihm betete, bereits unterwegs. Plötzlich war auf dem Gang Radau zu hören. Ein Beamter schloss meine Zellentür auf und zeigte mit einer befehlenden Geste auf mich: „Raus mit dir, Babb!“ Ich vermutete neue Probleme und reagierte pampig: „Was soll das? Ich bleibe hier. Haben Sie

denn überhaupt eine schriftliche Order?“ Der Beamte hielt mir ein Papier hin. Ich schnappte mir das Blatt und machte große Augen. Es war eine Anweisung an den Direktor von Lurigancho, unterzeichnet vom Generaldirektor der peruanischen Gefängnisse, mich unverzüglich aus der Strafzelle zu entlassen. Castro Castro wurde damit zum Narren gemacht. Ich kehrte in den Pabellon sieben zurück, wo ich unter großem Hallo begrüßt wurde.

Ich habe später versucht nachzuforschen, warum diese Anordnung gegeben wurde. Ich richtete eine Anfrage ans peruanische Justizministerium. Die Antwort, die mir nach einiger Zeit gegeben wurde, lautete:

„Einen solchen Fall hat es in der peruanischen Gefängnisgeschichte niemals gegeben.

Der Generaldirektor mischt sich nicht in die internen Angelegenheiten einzelner Anstalten ein.“

*

Im Oktober 1984 war unser Prozess zu Ende. Der schwer kranke Alfonso wurde zur Urteilsverkündung aus dem Krankenhaus ins Gericht gebracht. Choquehuanca und ich bekamen je zehn Jahre Gefängnis, Alfonso sieben, und Miguel wurde frei gesprochen. Das Geschäft mit dem Richter hatte geklappt. Jetzt musste ich also auf meine Berufungsverhandlung beim Obersten Gericht warten.

In der zweiten Novemberwoche erfuhr ich, dass Alfonso gestorben war. Es tat mir sehr leid, ich hatte ihn gern gemocht. Kurz darauf teilte mir die britische Botschaft mit, dass auch mein Vater tot war. Kurz nach der Aufnahme im Krankenhaus war er einer Lungenembolie erlegen. Wie betäubt und mit weichen Knien ging ich in meine Zelle zurück. Ich musste daran denken, wie mein Vater mich ein Jahr zuvor im Gefängnis besucht und wie er sich bemüht hatte, meine Freilassung zu erwirken. Es war das letzte Mal gewesen, dass ich ihn gesehen hatte. Den Rest des

Tages suchte ich einen Ort, an dem ich allein sein konnte. Aber in Lurigancho gibt es einen solchen Ort nicht. Als ich meinen Zellengenossen erzählte, was passiert war, umarmten sie mich und weinten mit mir.

Wenige Tage später kam makabrerweise ein Brief meines Vaters im Gefängnis an. Eine Zeit lang brachte ich es nicht über mich, ihn zu öffnen. Dann las ich ihn doch. Er hatte ihn am Tag vor seinem Tod geschrieben. Zuversicht über seinen Gesundheitszustand und Sorge über meine Lage sprach aus den Zeilen. Trotz meiner Fehler versprach er mir volle Unterstützung. Ich hätte keinen besseren Vater haben können. Er

schloss den Brief mit den Worten: **"I'll be praying for you as well. God be with you, Love, Dad."** Ich hoffe, dass er selbst den Weg zu Christus gefunden hat und ich ihn in der Ewigkeit wiedersehe.

Das Gefängnis wurde immer mehr von Drogen überschwemmt. Inzwischen nahmen fast alle Häftlinge regelmäßig Kokain. Außerdem wurden die Planungen von Drogengeschäften intensiviert. Einige peruanische Großdealer und Coca-Plantagenbesitzer sprachen mich immer wieder an in der Hoffnung, dass ich ihnen eine Connection in die USA vermitteln würde. Sie boten mir an, mir Kokain auf Kredit zu liefern, wenn ich den Verkauf organisieren würde. Ich lehnte alles ab.

Wenig später wurde Castro Castro als Direktor von Lurigancho abgesetzt. Darauf besserte sich das Gefängnisklima ein wenig. Dann wurde unerwartet das Drogengesetz geändert. Verschärfte Haft galt nur noch für diejenigen, die nach dem November 1983 verhaftet worden waren. Etliche Gefangene, deren Strafe verlängert worden war, wurden nun vorzeitig entlassen. Meine Haftstrafe verkürzte sich auf 48 Monate. Um mir die Zeit zu vertreiben, begann ich mit einigen Bekannten, einen Kiosk in unserem Pabellon zu renovieren und in eine deutsche Gastwirtschaft, das „Gasthaus zur Deutschen Eiche“, umzubauen.

Bei seinem Besuch zeigte sich der deutsche Konsul von unserem Projekt tief beeindruckt.

Er speiste bei uns und ließ uns später Poster, Kulturmaterial und Kassetten der „Egerländer Blasmusik“ zukommen. Wir boten täglich ein Menü deutscher Küche an und machten damit ein Bombengeschäft. Sogar der neue Gefängnisdirektor Martinez kam gelegentlich zu uns zum Essen.

1985 war mein Fall noch nicht beim „Corte Suprema“ angelangt. Da erfuhr ich, dass Choquehuanca in die Anstaltsklinik gebracht worden war. Als ich ihn besuchte, erschrak ich bei seinem Anblick, so sehr war er abgemagert. „Ich hab' Tuberkulose“, bedeutete er mir mühsam, „der elende Dreck hier und die Ratten. Ich mach's nicht mehr lange.“ Ich versuchte, ihn aufzumuntern, und besorgte auf dem Schwarzmarkt ein paar Medikamente.

Der Arzt war nur durch ein Bakschisch dazu zu bewegen, nach ihm zu sehen. Als ich ihn zwei Wochen später besuchen wollte, hielt mich der Arzt vor der Tür auf. Ich sah Choquehuanca auf dem Boden liegen, mit dem Gesicht nach unten. Der Anblick versetzte mir einen Schock. Wie viele Mitglieder meiner Drogenbande würden wohl noch in Lurigancho sterben?

Zu Direktor Martinez hatte ich einen guten Draht entwickelt. Als er wieder mal in unserem Gasthaus auftauchte, schlug ich ihm vor, das Direktionszimmer neu zu streichen. Martinez ließ sich darauf ein, und so rückte ich mit einigen Freunden am folgenden Tag mit Farbeimern und Pinseln an. Martinez und seine Mitarbeiter zogen in ein anderes Zimmer um. Damit hatte ich freien Zugang zum Telefon.

Mit Hilfe von Geldlieferungen durch Freunde in den USA gelang es mir endlich, die Bearbeitung meiner Akte im Obersten Gericht zu

beschleunigen. **Dann konnte ich mit den Richtern über den Preis für meinen Freispruch verhandeln.**

Trotz aller Bemühungen und Zahlungen änderte sich an meinem Urteil nichts mehr. Aber ich war froh, dass meine Strafe bestätigt und nicht etwa wieder erhöht worden war. Das bedeutete: Entlassung 1986. Ich begann sofort, mich um die Entlassungspapiere zu kümmern. In Peru ist das Sache des Gefangenen. Nur auf seine Initiative und natürlich begleitet von Schmiergeldern veranlassen die Behörden das Nötige.

Insgesamt 15 Dokumente werden benötigt, die dem Direktor unterbreitet werden müssen. Alle diese Papiere waren nur gegen Bestechung zu erhalten. Sie mussten teilweise drei Stempel und Unterschriften tragen, für die ich jeweils ebenfalls zahlen musste. Einige der Bescheinigungen waren nur 30 Tage lang gültig. Wenn man endlich alle Formulare zusammengetragen hatte, war ein Teil von ihnen bereits wieder unwirksam geworden, sodass man wieder von vorn anfangen musste. Wer nicht wirklich auf Draht war und genug Bestechungsgeld zur Verfügung hatte, kam aus Lurigancho niemals heraus.

Beunruhigend fand ich die Zunahme der Gewalt im Gefängnis. Immer wieder überfielen sich die Insassen von Pabellons gegenseitig, um einander auszurauben. Messerstechereien oder Stürze vom Dach forderten etliche Tote.

Besonders häufig wurde unser in mancher Hinsicht privilegierter Pabellon sieben angegriffen. Auf dem Dach wurden bewaffnete Wächter stationiert. Einmal gelang es etwa 200 Häftlingen, über die Mauer in

unseren Hof zu klettern. **Es kam zu einer blutigen Auseinandersetzung**

um unseren Kiosk.

Am Ende schafften es die Wärter, die Angreifer zurückzuschlagen.

In dieser Zeit änderten sich die politischen Verhältnisse in Peru. Der Sozialdemokrat Alan García wurde zum Nachfolger von Präsident Belaúnde gewählt. Die neue Regierung kämpfte wacker gegen Drogenhandel und Korruption. Eine Dealerbande wurde ausgehoben, und es stellte sich heraus, dass wenigstens die letzten vier Direktoren der peruanischen Drogenpolizei PIP mit ihr zusammen gearbeitet hatten.

Es entstand ein großes Geschrei im Land. Jeder versuchte, die Schuld auf den Anderen zu schieben. Zum Schluss wurde einer der PIP-Direktoren als Sündenbock ins Gefängnis geworfen. Die Regierung räumte jedoch bei der Polizei gründlich auf. Bald darauf las ich in der Zeitung, dass unter anderem auch Major Quinteros, der bei meinem ersten Verhör Foltermethoden angewandt hatte, aus dem Polizeidienst entlassen worden war.

Die neue Regierung reformierte auch den Strafvollzug noch einmal. Die Haftdauer wurde nun auf höchstens 36 Monate verringert, und die neuen Bestimmungen wurden auf alle Gefangenen angewandt, die während ihrer gesamten Haft Kurse belegt oder gearbeitet hatten. Das traf auf mich zu. Ich hatte inzwischen meine Entlassungspapiere eingereicht. Trotzdem ging nichts voran. Es war zum Verzweifeln.

Oft lag ich selbst am Besuchstag reglos auf meinem Bett und starrte vor mich hin. Gott schien zu wollen, dass ich weiter in Lurigancho blieb.

Am Morgen des 2. Oktober 1985 rüttelte mich ein Wärter wach. „Despiertate, Ronald! Ya te vas a la calle, ha llegado tu libertad (Wach auf! Jetzt gehst du wieder auf die Straße, deine Entlassung ist gekommen)“, rief er mir zu. Ich sprang auf. Meine Lethargie war wie weggeblasen. Ich schnappte mir meine Bibel und meine Jacke, verabschiedete mich von meinen Zellengenossen und verließ eilig den Zellentrakt. Die Straßen zwischen den Pabellons waren noch leer. Kaum jemand hatte etwas von meiner Entlassung mitbekommen.

Zwei Wärter geleiteten mich zum Hauptportal. Im Wachraum musste ich meine Entlassungspapiere vorzeigen. Der Alcaide straffte seinen Oberkörper im Bewusstsein seiner Wichtigkeit und vertiefte sich lange in die Papiere. Mir rann vor Aufregung der Schweiß den Rücken hinunter: So nahe am Ziel. Was, wenn jetzt irgendwo ein Stempel oder eine Unterschrift fehlte? Ich hätte es gewiss nicht ertragen, in meine Zelle zurückgeschickt zu werden. Schließlich hatte der Alcaide seine eigene Unterschrift auf alle Blätter gesetzt und die nötigen Eintragungen in seinen Büchern gemacht. „Toda está bien, adelante (Alles in Ordnung, vorwärts!)“, sagte er.

Mit einem großen Schlüssel in der Hand schritt er auf das Tor aus eisernen Stäben zu. Er schloss bedächtig auf, und die schwere Tür öffnete sich quietschend. Es war etwa 15 Uhr, als ich den Ausgang von Lurigancho passierte. Ich sah auf der anderen Straßenseite ein Gebäude der Guardia Republicana, einige Hütten und Kioske. Eigentlich sah es hier nicht viel anders aus als drinnen. Ich blieb einen Moment unschlüssig stehen, da hörte ich eine scharfe Stimme hinter mir: „Hey, Moment mal!“

„Du musst hier noch unterschreiben!“ Ein Polizist hielt mir ein Buch hin. Mir wurde klar, dass ich mich aus Lurigancho abmelden sollte. Ich trug „Pabellon sieben“ als letzte und ein Übergangshaus in San Miguel als neue Adresse ein. Dorthin wurde ich jetzt von der Polizei gebracht. Endlich schloss sich die schwere Gefängnistür mit lautem Scheppern hinter mir.

Als ich mich jetzt noch einmal umsah, kam mir die Gegend um Lurigancho wie das wiedergewonnene Paradies vor. Der Himmel schien mir blauer, die Farben waren deutlicher, die Andenluft kühler und reiner. 37 Monate waren seit meiner Verhaftung vergangen. Was wäre, wenn ich geflüchtet und zu meinem bisherigen Leben zurückgekehrt wäre? Möglicherweise säße ich dann auf der Terrasse meiner Villa in Miami und wäre immer noch im Drogengeschäft. Aber ich hatte mein altes Leben hinter mir gelassen, daran bestand kein Zweifel. Es blieb in Lurigancho und in meiner Vergangenheit zurück – dank Jesus. Er hatte meine Gebete erhört und sein Versprechen gehalten: „**Wer sein Leben findet, der wird**

es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“ (Matthäus 10, 39)

Ronald Babb arbeitet heute als Kaufmann bei einer Schweizer Firma, die tropische Früchte importiert. Er engagiert sich noch immer ehrenamtlich in der Gefangenenhilfe. Ende 1985 gründete er in Lima, zusammen mit seinem Freund und ehemaligen Mithäftling Gary Harris, die „Foreign Prisoners Fellowship“. Die Gruppe, die bewusst auf eine feste Organisationsstruktur verzichtet, hat heute in Deutschland, England, Peru und Brasilien etwa 150 Mitarbeiter. Sie bieten christliche Gesprächskreise in Gefängnissen an, hauptsächlich für ausländische Gefangene. In Deutschland sind das meist Untersuchungshäftlinge, die nach ihrer Aburteilung in ihr Heimatland abgeschoben werden. Foreign Prisoners Fellowship versucht, für diese Menschen auch in ihrem Heimatland Ansprechpartner zu sein und bei der Suche nach Arbeit und einer Wohnung zu helfen. Gut funktioniert hat das bisher nach den Worten von Babb nur in Nigeria und Kolumbien, wo man mit anderen Gefangenenhilfsorganisationen zusammenarbeiten konnte. In Peru und Brasilien kann die Gefangenenhilfe in den Gefängnissen besser arbeiten, da es dort keine Besuchszeitenbeschränkungen gibt. Dort stehen materielle Nöte im Vordergrund. Den Gefangenen mangelt es an dem Nötigsten, sogar an Kleidung und Nahrung. Viele sind drogensüchtig. Babb und Harris wollten eigentlich nie wieder in ein Gefängnis zurückgehen, „aber wir sahen, dass das der Plan Gottes für uns war“. So besuchte Babb in den letzten Jahren auch wieder „Lurigancho“, das Gefängnis, in dem er selbst rund drei Jahre zugebracht hatte. „Ich hätte mir das nicht vorstellen können, aber die Zustände waren fünfmal so schlimm wie zu der Zeit, als ich dort war“, sagt Babb.

Wenn du Kontakt zu Ronald L. Babb suchst, kannst du ihn unter folgender Adresse erreichen.:

Ronald L. Babb, Postfach 150331, D - 60063 Frankfurt/Main

e-Mail: ronbabb@web.de

Webseiten: www.ronbabb.org

www.capelancias.com.br

www.cmi-fpf.org.uk

Ronald L. Babb wurde durch Jesus Christus aus seiner persönlichen Lebenskrise befreit. Möchtest auch du die reale Hilfe und Kraft von Jesus Christus erfahren? Möchtest du von deiner Schuld frei werden?

Dann lies folgende Zeilen um zu verstehen, wie du zu Jesus kommen kannst. Gott ist nur ein Gebet weit von dir entfernt.

„Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Wenn wir aber unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend.“ 1 Johannes 1,8-9

„Herr Jesus, ich habe heute von dir gehört, und ich habe verstanden, warum Du in diese Welt gekommen bist. In Deiner grundlosen Liebe hast du auch mich erfasst. Du siehst alle meine Schuld – was mir im Augenblick gegenwärtig ist und auch, was mir jetzt verborgen ist. Du aber weißt alles, jedes schuldhafte Verhalten, jede falsche Regung meines Herzens, alles ist bei Dir aufgezeichnet. Ich bin vor Dir ein aufgeschlagenes Buch. Mit meinem Leben kann ich so vor Dir nicht bestehen. So bitte ich Dich jetzt: Vergib mir alle meine Schuld und reinige Du mich gründlich. Amen.“

Ob du es glaubst oder nicht, wenn du dieses Gebet zu Jesus sprichst, sind deine Sünden vergeben. Ein für alle Mal!

„Wie viele Ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben.“ Johannes 1,12

„Herr Jesus, Du hast mir alle meine Schuld vergeben. Ich kann es noch gar nicht fassen, aber ich vertraue Deiner Zusage. Und nun bitte ich Dich, ziehe Du in mein Leben ein. Führe mich und leite mich auf dem Weg, den Du mir zeigst. Ich weiß, dass Du es gut mit mir meinst, darum will ich Dir alle Bereiche meines Seins anvertrauen. Lass mich ablegen, was nicht recht vor Dir ist. Schenke mir neue Gewohnheiten mit Dir, die unter deinem Segen stehen. Und gib mir ein gehorsames Herz, dass ich das tue, was mir Dein Wort sagt. Lass mich nicht auf mancherlei Einflüsse und allerlei Menschenmeinung achten, sondern öffne Du mir die Bibel, dass ich Dein Wort recht verstehe und danach lebe. Du sollst mein Herr sein, und ich möchte Dir nachfolgen. Amen.“

Magic Mushrooms – urige Erkenntnisse?

Schon die Wikinger arbeiteten mit Fliegenpilzen und ihre Entdeckungen gipfelten in köstlichen Aufgüssen. Der erste brachte den Tod – der zweite Kampfgeist – der dritte floss in die Kehle der Jammerlappen. So mancher Schlachtruf erscholl in diesen Tagen! Angetrieben vom Elixier der Zaubersuppe kreiselte Erik, der Rote in den Kampf... Und wir alle wissen, wohin es geführt hat. Doch die Urkräfte vom Löffel machen keineswegs unsterblich! Die süßen Halluzinationen, die die „Schlumpfkappe“ hervorbringt, sind begehrt und „Rotkäppchen“ wohl die gängigste Sorte im Bereich der magic mushrooms. Getrocknet, in Honig eingelegt, als Chaitee genossen oder durch den Bong gezogen, wachsen sie in der Gedankenwelt vor sich hin, fangen an zu blühen und...

...streuen Sporen in dein Gehirn. Sie eröffnen dir geheimnisumwobene Zusammenhänge über das Leben, die Liebe und die GANZE WELT. Wie gutartige Geschwüre überwuchern sie dein Bewusstsein und saugen sich mit neuen Sichtweisen voll, bis sie ganz schwer geworden sind und deinen verbalen Ergüssen über das Leben, die Liebe und die GANZE WELT endlich das ihnen zustehende Gewicht verleihen können. Sie verrotten im Allgemeinen, nehmen aber nicht ab. Ihnen zugrunde liegende, abstrakte Erkenntnisse bilden euphorisch ein Netz, in dessen endlosem Gitter man sich bitter verfangen kann. Im Nachspann könnte sich eben dieses Gitter vor die Fenster einer Psychiatrie spannen.

Im Bereich der Motorik sind Sprints im Adamskostüm sehr beliebt. Es geht über Stock und Stein, vorbei an den Häusern und Gärten der Normalwichtel, hinein ins Grüne. Hier ein Blümchen, dort ein Bäumchen, über dir der blaue Himmel, unter dir dein Grab – aber nein! Glück gehabt, da sind sie schon, die Uniformwichtel:

Stracks die Hände auf den Rücken, einen genormten Schurz um die Lenden und ab in die Psychiatrie. Da bist du mit Kaleidoskopblick in der Tat auf die Wahrheit zugelaufen.

Mexikanische und hawaiische Pilze erfreuen sich noch stärkerer Beliebtheit, da man für die Notwendigkeit eines Vollrausches und die damit verbundenen Blindgänger, in völliger Unkenntnis kultureller

Fakten, inzwischen fast gänzlich verstorbene Naturvölkern verantwortlich machen kann.

Ein Pilztrip kommt auf leisen Sohlen und meist bleibt er es auch. LSD dröhnt, ein Pilz tut so etwas nicht. Dafür gibt er Räume frei, in denen Wahnvorstellungen lauern, Schizophrenien, Neurosen, Psychosen – die ganze Palette der psychischen Erkrankungen für jeden, der die Veranlagung dazu hat. Walhalla is watching you...

LSD – Lucy in the sky with diamonds (the beatles)

Ein Bekannter von mir dealte mit briefmarkengroßen Papierblättchen – getränkt mit LSD. Sie schicken einen umgehend in Gefilde, in dessen sehr spezifischen Weiten man sich unter Umständen verlieren kann und nicht mehr zurück findet. Einen Nachsendeauftrag kann man da nicht stellen und jeder kennt das Risiko des „Hängen bleiben“.

Ich begleitete mal ein Mädchen auf einem ihrer Trips, der sie überaus filigran gezeichnete, am Himmel herumfliegende Drachen sehen ließ. Sie, die weißes LSD aus Indien genommen hatte, sprach davon eins zu werden mit dem Kosmos.

Die Sterne funkelten schon aus ihren schönen Augen, dann versank sie in einem psychisch pathogenen (krankheitserregend) Zustand. Man kann sich flüssiges LSD auf die Zunge träufeln – die wabbernden Massen dieser Halluzinationen bleiben schwer verdaulich für die Seele. Mit höherer Kunst hat das nichts zu tun. Der berühmte Horrortrip kann dich ein Leben lang begleiten, denn du erlebst ihn real. Ich rede hier nicht von einer Gänsehaut. Man sollte die Finger von dem Stoff lassen, so oder so. Er ist chemisch hochwirksam, Mindestdauer 14 Stunden, tagelang, manchmal für immer. PC-Freaks schätzen ihn heute vor dem Bildschirm der „krassen Optik“ wegen ebenso, wie die Hippies vor dem Immergrün unter blauem Himmel gestern.

Die Peace-Gefühle sind verblichen, der Kult vorbei, überlebt hat die öde

Cokeautomat-Mentalität des biedereren Westens: Das billig erworbene LSD wird unter anderem verdünnt auf die durch Nivea irrsinnig zarte Haut gerieben und als Partygag gehandelt, oder ein präparierter Würfelzucker wandert von der Hand, die schon gierig am Joystick nestelt, in einen Mund, in dem sich noch Snickersreste befinden.

Beim Konsum von LSD sind die Fragen der Finanzen und des Stils also schon geklärt, da sie nicht mehr existieren. Eine war und ist immer offen: Wie hoch ist der Preis, den ein „Suchender“ zu zahlen bereit ist? (Dem Dealer waren ein paar Jahre seines Lebens im Knast nicht zu viel.)

Koks – Schnee zu Hauf

Ich geh mir mal die Nase pudern... ..Es ist Showtime on Catwalk. Koks hilft dir in einen edlen Mantel und macht dich ganz schön an. Du flannierst mit Heldengefühlen und einer unglaublichen Überblickercoolness durch Filme, die meist nicht ganz jugendfrei bleiben. So manche Schneekönige und Eisprinzessinnen sind schon geboren worden und haben im Laufe der Zeit die weiße Masse zu gigantischen Streifen aufgetürmt. Du wirst wahnsinnig enthemmt, behältst aber gleichzeitig die Kontrolle in dem Ganzen und bleibst gedanklich enorm klar. Nur eins macht dich fertig: Die Gier. Diese Gier nach mehr. Denn Kokain macht extrem schnell abhängig. Es lässt sich gut dosieren und ein Maximum gibt es nicht, dafür aber durchaus Löcher in der Nasenscheidewand. Die Kokerszene selbst ist kalt, nur ein bisschen Schickeria, oberflächlich und unpersönlich. Hier rollen sich richtig dicke Scheine ein, ziehen gekonnt Lines durch und Sollzahlen auf dem Konto. Irgendwann endet der Film in Teufelsküche. „Arm und einsam“ steht im Abspann ganz groß geschrieben. Eventuelle Reste von Koksessions werden zusammengekratzt und mit dem Finger sorgfältig aufs Zahnfleisch gerieben. Man will sich ja nicht umkommen lassen. Nicht selten versuchen Abhängige von Koks loszukommen, indem sie auf Heroin umsteigen.

Speed – Flashdance

Gibt alles, scheinbar ohne Grenzen. Dein Herz schlägt zwar schnell, doch du bist schneller. Man braucht ein Gaspedal unter den Füßen, eine gute Tanzfläche oder etwas anderes, das einen Kick verspricht, um dem Trip standhalten zu können. Das kann schon mal stressig werden. Dialoge nerven meistens, dafür kann man den anderen aber umso besser volllabern.

Ein Wasserfall ist nichts dagegen. Und du kannst nichts richtig fassen, worin das Geheimnis dieser Betäubung liegt. Eindrücke fliegen rasend schnell an dir vorbei. Speed zieht dich einfach mit, immer höher und weiter, macht deine Energiereserven unerschöpflich und ist deshalb eine der beliebtesten Technodrogen. Zeit wird relativ und Wasser trinken vergisst man rasch, so wie alles andere. Es rauscht in dir, lauter als ein Adrenalinschub, und erst, wenn jemand die Musik ausmacht, bemerkt man den kalten Schweiß auf der Haut. Man verlässt die Partyarena und geht mit der aufgehenden Sonne nach Hause. Vogelgezwitscher klingt Dimensionen weit weg, Straßenbahn fahren wirkt bizarr. Man hängt einen Chillout dran, doch ohne Downers ist der einfach nur unangenehm, denn so ein Erschöpfungszustand ist gekoppelt mit endloser Schlaflosigkeit. Lässt man dann den Trip stundenlang Revue passieren, entdeckt man Schuldgefühle an sich, weil man sich auf jeder Ebene ausgetobt hat, auch innerhalb des sozialen Netzes.

Thc – Hasch mich

Der Kiffer steht stundenlang vor dem geöffneten Kühlschrank, lacht sich einen ab und überlegt, was er hier eigentlich wollte. Das Marmeladenglas sieht irgendwie anders aus. Man liest mehr von der Verpackung als sonst, denn plötzlich ist die hochinteressant. So ein Joint schickt einen auf eine gemütliche Überlandfahrt. Man bekommt einen Beobachterblick drauf, der das Kleingedruckte im Leben studieren kann. Bahnbrechende Philosophien über Pommes mit Ketchup entstehen. Die krassesten Ideen

fallen einem ein und werden schriftlich festgehalten. Doch wer sie am nächsten Tag liest, erkennt nur hohles Getexte. Verknüpfende Gedankenschlüsse bringen witzige Erleuchtungen und paradoxe Lachattacken, die einen halb auflösen. Hasch macht einfach alles ganz simpel und smooth.

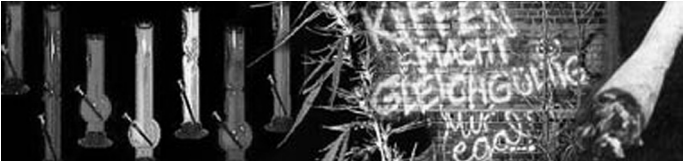
Das kann einen schon mal plätten. Verstrahlte Konsumenten treibt nicht nur ein Fressflash in die Küche, sondern auch Kuchen mit Gras kann man da backen, Kakao mit Piece rühren, Keksrezepte ausprobieren oder einfach pur das Shit ins Essen bröseln. Andere Methoden sind da auch ganz ausgefeilt, um möglichst viel aus dem Stoff rauskitzeln zu können. 100%iges Thc-Oil wird geizig auf gedrehte Zigaretten geschmiert, Bong alias Blubber in kuriosester Glasform fungiert als Inhalator, die abgesägte Plastikflasche wird wegen Vakuumeffekt in den Klokasten getaucht, der Gewehrlauf wird Bindestück zwischen zwei Lungen um eine Sauerstoffdröhnung zu erzielen, und ein Kugelschreiber wird zu einer Pfeife umgebaut. Und das alles nur um den eigenen Alltag zu vergessen. Dieser offensichtliche Irrlauf kippt nach längerem Konsum in Depressionen, denn Sofasurfer blicken die Welt.

Es ist sogar möglich, eine Psychose zu bekommen, wenn man jahrelang gekiff hat und plötzlich damit aufhört. Die Realität erscheint einem dann fremd – man ist ihr nicht mehr gewachsen.

Pillen – I'm on Extasy

Man weiß nie genau, was der Schweif von „E“ hinter sich herzieht. Eine Pille steckt voller Überraschungen und versetzt einen in ferne Dimensionen der ungeahnten Gefühlswelt. Klingst du dich ein, schlagen emotionale Wellen intensiv über dir zusammen und möbeln selbst die Depressivste zur Glamourbarbie auf. Begehrtes Objekt: Ken. Zusammen machen sie sich auf zur wa(h)ren Liebe, streuen tonnenweise Glitter um sich herum, bis sie selbst in diesem Ozean untergehen. Illusionen im Pool des Partylebens. Man kann so high sein wie Kinder in einem Spielzeugpalast. Doch beim Ausnüchtern kippt dich die Pille auf eine Bühne

von Traurigkeit. Der Tag wird zur Nacht. Der Wunsch, ekstatisch aus der Haut zu fahren, geleitet beschwingte Knochen oft in Sanitäters Arme. Andere User sind schon schlauer, favorisieren reines Mdma in Pulverform. Jeder darf mal seinen Finger in die Brausepulvertüte stecken. Denn ständig werden neue Pillen in den Giftküchen designt und die Wirksamkeit ist nie kalkulierbar, was dann oftmals nach hinten losgeht. Dann muss Barbie festgehalten werden, weil sie heult und nicht mehr klarkommt mit sich und der Welt. Und Ken liegt tot wegen Herzversagen am Rande der Tanzfläche. Treibgut made in Hongkong.



Haste Hasche in der Tasche...

Ein paar Gedanken zum Thema Kiffen, Haschisch, THC, wie auch immer...

Das Kiffen (=Haschrauchen, für diejenigen, die es immer noch nicht wissen sollten) hat sich längst etabliert. Auch wenn diese Substanz nach wie vor noch illegal ist – trotzdem wird der Haschkonsum nicht mehr öffentlich thematisiert. Was ist geschehen? Woran liegt es, dass das Thema Haschisch in der Öffentlichkeit gar nicht mehr diskutiert wird? Ist es eine Resignation vor der Erkenntnis, die gesamte Drogenpolitik nicht in den Griff zu bekommen? Oder wird das Kiffen mittlerweile toleriert, weil ein Teil der '68er Kiffer-Generation mitregiert oder an anderen zentralen Positionen sitzt? Oder schlichtweg weil andere und „gefährlichere“ Drogen mehr im Rampenlicht stehen?

Tatsache ist, dass es heutzutage in der Bundesrepublik mehr Haschraucher denn je gibt, und zwar 4,5 Millionen (!) Cannabis-Konsumenten. Ich selbst war bis vor ca. 7 Jahren einer dieser Konsumenten, ich weiß also wovon ich rede. Hier einige gängige Meinungen über das Thema: Kiffen ist Lifestyle, Freiheit, Freude, Lebensfeeling, erst recht in

Verbindung mit Musik. Von den Hippies mit Love and Peace über die Rastas mit ihrem Reggae bis hin zu XTC, Kiffen und Loveparade. Kiffen ist harmlos, Kiffen macht Spaß, Kiffen macht nicht süchtig..... sagt man, doch stimmt das wirklich?

Gehen wir doch einmal ein bißchen in die Chemie und lassen nach dem Volksmund ein paar Fakten sprechen: Aus Marihuana und Haschisch wurden bisher mehr als 420 Stoffe isoliert. Mehr als 60 kommen ausschließlich in Cannabis vor, diese werden Cannabinoide genannt und vier von diesen sind nachweislich rauscherzeugend. Das bekannteste ist das Tetrahydrocannabinol (THC), dieses hat den größten Anteil an der Erzeugung des Rausches.

Durch den Verbrennungsvorgang entstehen über 2000 verschiedene chemische Substanzen. Viele hiervon werden nach der Aufnahme wiederum verändert und wandeln sich in so genannte Metaboliten um.

Was sich dann im Körper abspielt, ist unüberblickbar. Man nimmt an, dass die nichtpsychoaktiven Stoffe (also die nicht rauscherzeugenden) für den Körper schädlicher sind als die psychoaktiven. Desweiteren kann das THC unkontrollierte Reaktionen, wie Psychosen, auslösen – je nach Gehalt im Haschisch – und diesen weiß man vorher nicht.

Also letztendlich ist dies alles ein russisches Roulett.

Damit noch nicht genug - hier eine Erklärung dafür, dass Kiffen doch süchtig macht: Im Gegensatz zu Alkohol (den wir übrigens auch ganz eindeutig als schädliche und dummmachende Droge einstufen!) werden die Cannabinoide nur sehr langsam abgebaut. Das liegt daran, dass diese fettlöslich sind, wo hingegen Alkohol z.B. wasserlöslich ist. D.h., die psychoaktiven Stoffe des Hasch verschwinden nach der Aufnahme in den Körper ganz schnell aus der Blutbahn und lagern sich in den fetthaltigen Bestandteilen einer Vielzahl von Zelltypen und im Fettgewebe ab und entfalten dort ihre Wirkung (besonders wichtige fetthaltige Gewebe: Peripheres Nervensystem, Gehirn und Fortpflanzungsorgane).

Die Cannabinoide werden dann in kleinen Mengen portionsweise aus den Zellen und Fettgeweben wieder freigegeben. Es dauert bis zu einer Woche, bis nur die Hälfte des THC von einem einzigen Joint abgebaut und ausgeschieden ist. Deshalb sind Kiffer lange Zeit nicht wirklich rauschgiftfrei, weil sie in den Zeiten des Nichtrauchens immer noch gut versorgt werden ...

Durch die permanente Giftauusschüttung werden Immunsystem, Erbmateriale und Sexualentwicklung stark beeinträchtigt. Bei längerem und starkem Konsum treten typische Persönlichkeitsveränderungen wie schizophrene Paranoia auf, auch Psychosen sind nicht selten. Dies alles entsteht durch die Schädigung des limbischen Systems im Hirn (das ist das übergeordnete System für hormonale und psychische Reaktionssysteme: Kurzzeitgedächtnis, Aufmerksamkeit und Konzentrationsspanne).

Und doch beschwichtigt jeder Kiffer das Kiffen.

Wie steht es denn damit, wenn dein Kumpel eine Psychose bekommt und plötzlich irre abdreht, dann willst du bestimmt nichts mehr mit ihm zu tun haben, wenn er dann paranoid-verblödet in der Nervenheilanstalt sitzt, oder???

Nun, unabhängig davon, ob man an Gott glaubt oder nicht, ist die Tatsache, dass man seinen Körper mit Drogen zerstört schon ungeheuerlich genug. Aber wir, die wir diese soulsaver-Arbeit aus einem ganz bestimmten Grund machen - nämlich weil wir wissen, dass es einen Gott gibt, der uns liebt - ja wir können noch weniger kapieren, dass Menschen irgendwelche dubiosen Rauschzustände dem vorziehen, was Gott ihnen geben will. Lieber Drogenfreund, lass dir sagen, dass deine ganze Suche oder auch Sucht nichts anderes ist als eine Suche nach Gott, doch leider mit den falschen Mitteln.

Kennst du die Geschichte von Adam und Eva, wo die Schlange Eva verführt? Mit den Drogen und auch mit dem Sex ist das nichts anderes: Komm, hole dir ein schönes

Gefühl, jetzt sofort, da ist doch nichts dabei, ein bisschen Spaß, ein bisschen Feeling, macht doch jeder heutzutage ...

Doch Gott weiß das alles. Er kennt uns, unsere Bedürfnisse, unsere Sorgen und Ängste. Er sagt durch seinen Sohn Jesus Christus:

**„Kommt her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen!
Und ich werde euch Ruhe geben.“
Matthäus-Evangelium Kap. 11 Vers 28**

Ich habe das erfahren; ich habe diese Ruhe für meine Seele von Gott bekommen.

Wenn du erfahren willst, wie das bei mir geschehen ist und was ich sonst so in meinem Leben erlebt habe, kannst du dir meine Story "Neverending Wahnsinn?" durchlesen oder schreib mir einfach an msf@soul saver.de, ich werde dir antworten, auch wenn es vielleicht manchmal etwas dauert.

In Liebe, Markus ...



Selbstmordgedanken

Wir leben in einer wohlbegüterten Konsumgesellschaft. Die meisten haben alles zum Leben. Viele haben viel mehr als sie brauchen. Aber fast alle wissen nicht, warum sie leben. Sie fragen ja kaum mehr nach dem Sinn und Zweck ihres Daseins. Einfach mitmachen, einfach mitleben, sich einfach leben lassen. Selber leben oder nachdenken, dass machen unsere Manager.

In diesem Klima erkranken bis zu 20 % der 13- bis 20- jährigen an Depressionen oder anderen psychischen Erkrankungen. Erschreckend ist auch, dass Selbstmord die zweithäufigste Todesursache bei Heranwachsenden ist.

Suizid ist eine Verzweiflungstat. Manche Menschen glauben, einer Situation auf andere Weise nicht entkommen zu können. Sie sind am Ende ihrer Trostlosigkeit angekommen.

Manchmal sind es impulsive und unreflektierte Entscheidungen. 80 % der Selbstmörder haben in der Vergangenheit schon öfter versucht, sich das Leben zu nehmen. Viele gefährdete Personen wollen um jeden Preis aus einer unerträglichen Situation entkommen, jedoch wollen sie oft nicht sterben, sondern einen unüberhörbaren Hilfeschrei loslassen.

Was können Anzeichen für eine solche Tat sein?

- Depressives, verschlossenes Verhalten
- auffällige Veränderungen des Äußeren und der Denkmechanismen
- häufiges Weinen, Apathie und andere psychische Störungen
- u.a. Drogenmissbrauch

Was können Gründe für einen derartigen Schritt sein?

- Vereinsamung, Gefühl des Unverstandenseins
- Ablehnung, Mangel an Geborgenheit
- Zukunftslosigkeit, Arbeitslosigkeit, Ruin, Missbrauch
- Gewalt in der Familie, Streit
- Tod eines Freundes oder Angehörigen, Krankheit
- bevorstehende Prüfungen oder Prüfungsversagen
- Gerichtsverhandlungen
- der Tod oder die Botschaft von Popidolen u.a.

Viele junge Leute leben sehr schnell, sie haben ihr Leben schon gelebt, bevor es richtig losgehen sollte. „Lebe schnell, lebe intensiv und sterbe jung“ propagierte Janis Joplin.

"Ob ich morgen leben werde, weiß ich nicht, aber eines weiß ich: dass ich heute nicht lebe.", sagte Jimi Hendrix.

Am 5. April 1994 schoss sich der 27-jährige Kurt Cobain eine Ladung Schrot ins Gehirn. Millionenfach hatte er seinen Selbstmord auf seinen Grungeplatten und in seinen Konzerten angekündigt. Er war voller Hass und Verzweiflung.

Wie kann Menschen in diesem Seelenzustand oder vor einem geplanten Selbstmord geholfen werden?

- die Lage des anderen erkennen
- ihm Zuwendung und Aufmerksamkeit schenken
- ihn mit seinen Selbstmordgedanken konfrontieren
- Anteil nehmen, versuchen, die Dinge aus seiner Perspektive zu sehen
- wenig Ratschläge geben, wenig Kritik üben
- Mut machen

- ihn darauf hinweisen, dass Gott für ihn da ist und dass Gott schon vielen einen Ausweg aus unmöglichen Lebenssituationen gezeigt hat

Tiefpunkte sind keine Schlusspunkte, sondern Wendepunkte.

Gott ruft jedem von uns zu:

Lieber Leser, wenn es in deinem Leben nicht mehr geht, wenn deine menschliche Kraft aufgebraucht ist, dann fang an, und lege die Scherben deines Lebens in die Hände dessen, der alles neu machen kann.



Von Aleister Crowley über Mick Jagger zu Marilyn Manson

Die Person des Teufels hat auf Menschen immer schon eine

gefährliche Faszination ausgeübt. Der Teufel ist eine beständige Figur in der Geschichte der Menschheit. Vor allem Künstler und Literaten beschäftigten sich mit der dunklen Seite.

Im 20. Jahrhundert steht der berühmteste Satanist Aleister Crowley mit seiner Antibibel für das Böse. Wahrscheinlich war Robert Johnson (Bluesmusiker) der erste Sänger, der sich mit dem Teufel einließ. Er hatte seine Seele dem Teufel verkauft.

In den sechziger Jahren kam es dann durch die „Beatles“ und die „Stones“ zu einem ersten Höhepunkt der finsternen Welle in der Musik. Sie huldigten mehr oder weniger versteckt ihrem Meister Crowley. In dieser Zeit wurde auch die „Church of Satan“ ins Leben gerufen. Einige berühmte Mitglieder waren Roman Polanski, Sammy Davis jr., Jane Mansfield und andere. Der damals noch junge Ozzy Osbourne begann '69 mit seinem „Okkultrock“. Er schockte die Society mit Texten wie: „Nimm dir ein Leben, es wird billig; töte jemand, niemand wird weinen.“

Andere Bands sprangen auf diesen Zug auf, dennoch kam es erst wieder in den 80er Jahren zu einer zweiten Welle des „Black Metal“. Die Rockmusik, die schon in den späten 60-ern ihre eigene Ideale und Visionen verraten hatte, verlegte sich auf eine wachsende Horror-Kabinettschau. Vögeln wurde der Kopf abgebissen, sägende Gitarren, bluttriefende, satanische Bühnenshows überboten sich und verwandelten Bühnen in Hinrichtungsstätten und Folterkammern.

Texte überboten alles Gemeine und Widerliche, was bisher auf dem Markt war. Eine Band versprach, den Fans „die Hirnbrühe auf beiden Seiten rauszujagen“. Auf den Bühnen wird seitdem mit Fleischfetzen geworfen, Kunstblut fließt in dicken Strahlen, es wird geköpft, gemeuchelt und gekreuzigt auf „Teufel komm raus“.

King Diamond, Venom und viele andere schwören auf den Herrn der Finsternis. Sie erzählen den Zahnschienenkids von Dämonen, die ein Komplott gegen den Himmel planen. Oder warnen den Himmel, der bald vor Furcht erbeben wird. Mit ihrem infernalischem Lärm bedrohen sie sogar Gott. Sie warnen Gott davor, dass der Herr der Hölle bald Gottes Thron einnehmen wird. Sie reißen mit ihren Shows Tausende von Kids mit in ihre geschmacksverirrte Welt.

Die meisten Rockmusiker predigen ihren Kids die billige Volksausgabe des Crowley'schen „Showsatanismus“. Ein gewisser Anton Lavey prägte diesen Okkultkarneval.

Und jetzt zu Marilyn Manson. Jeder, der sich mit dieser Art Musik ein wenig länger beschäftigt hat, der findet diese Witzfigur als einen billigen, dritten Aufguss. Er kann sich von unwissenden Kindern finanzieren, die sich nicht mal mit ihrer eigenen Musik auskennen. Wie meinte schon der alte Ronnie James Dio: „... alles, weil sie meinen dadurch bekannt zu werden, alles Bullshit!“

Manson hat erkannt, dass die verwöhnten und innerlich leeren Kids dieses „Zelebrieren der Gewalt“ brauchen, um ihren Alltagsfrust abzulassen. Er folgt da der so genannten „Frustrations-Aggressionstheorie“.

Jedoch zeigen die Ereignisse der letzten Jahre, dass das Anschauen von gewalttätigen Shows nicht zum Frustabbau geeignet ist, sondern unreife Menschen zu Kampfmonstern erzieht.

Die Bibel sagt: **„Was der Mensch sät, dass wird er ernten!“**

Die Saat der Gewalt wird mehr und mehr aufgehen. Paulus sieht es in folgender Bibelstelle voraus (2. Timotheus, Kapitel 3, Vers 2f):

„Denn die Menschen werden selbstsüchtig sein, geldliebend, (...) lieblos, unversöhnlich, Verleumder, unenthaltend, grausam, das Gute nicht liebend, Verräter...“

Er redet von grausamen Menschen. Gerade den gewaltverwöhnten Menschen im römischen Reich predigte er und verhalf vielen zu einer klaren Umkehr zum Gott der Liebe.

Ich durfte aus der Welt der Herzlosigkeit zu Jesus kommen.

Gott sei dank.

contact: ali@soulsaver



Jackass - kills his fans!

Mehr und mehr erfüllt sich der Titel des Buches „Wir amüsieren uns zu Tode“ vom Medienpapst Neil Postman.

Dass die hypnotischen Bilder der Mattscheibe dumm und träge machen, kann jeder nachvollziehen. Jetzt allerdings entfalten sie verstärkt eine tödliche Wirkung - Kinder, in Wohlstandswatte verpackt, suchen das Abenteuer, sie imitieren die halsbrecherischen Stunts von Jackass (MTV) und riskieren dabei Kopf und Kragen (obwohl der Sender ausdrücklich darauf hinweist, dies nicht zu tun...).

Immer wieder berichten Presseagenturen von Verletzten und

Toten, in den USA sind bereits mehrfach Kinder und Jugendliche bei derartigen Versuchen ums Leben gekommen. Erst neulich verletzte sich ein 18-jähriger Student tödlich, als er versuchte, einen Stunt von Jackass nachzumachen. Seine Freunde filmten, wie er einen brennenden Stuhl von einem LKW warf. Dabei sprang oder fiel er vom Fahrzeug und zog sich schwere Kopfverletzungen zu.

Ich bin selber von einer derartigen Tragödie betroffen, denn vor Jahren hat mein Bruder bei einem ähnlichen Nachahmungsversuch sein Leben verloren.

Wie wunderbar sind da die Worte von Jesus, der uns zuruft und uns auffordert:

„Lernet von mir ...“

Es gibt kein besseres Vorbild als Jesus. Das Beispiel seines Lebens weist ins ewige, ins sinnvolle Leben. Er verlor sein Leben auch - aus Liebe zu uns Menschen.

Das macht Sinn - bis heute.

contact: **ali@soulsaver**



Margit - Selbstmord oder neues Leben?

Hallo! Ich heiße Margit und komme aus einem kleinen Ort in Österreich. Ich war ein braves, ehrgeiziges Mädchen und erbrachte gute Leistungen in der Schule. Mit 16 änderte sich das. Ich begann, Drogen zu nehmen und rannte mit zerrissenen Klamotten herum.

Mit nicht einmal 18 Jahren zog ich mit meinem damaligen Freund zusammen. Ein Jahr später machte ich die Matura (Abitur). Die bestandenen Prüfungen feierte ich so, dass ich ein paar Wochen dauernd (ständig zugekifft, besoffen etc.) war.

Im Herbst ging's mir dann gar nicht gut. Ich wollte Physiotherapeutin werden, wurde aber an der Akademie nicht genommen. So machte ich ein Jahr lang eine Ausbildung zur Masseurin.

Anfangs war ich total depressiv, antriebslos und konnte mich auf nichts konzentrieren. Dann schlug auf einmal alles ins Gegenteil um. Ich war nur mehr unterwegs, nächtelang

fort, soff, kiffte und schlief kaum mehr. Meine Freunde machten sich große Sorgen und wollten mich schon in die Psychiatrie stecken, aber ich mäßigte mich dann wieder von selbst. Damals sah ich das nicht so, aber heute weiß ich, dass ich in eine Manie gefallen war.

Nach meiner Ausbildung nahm ich einen Job in einem kleinen Dorf an. Ohne Auto war man da ziemlich von der Außenwelt abgeschnitten. Meine Freunde sah ich fast nur am Wochenende. Obwohl ich meinen Beruf mag, war Arbeiten für mich ein notwendiges Übel. Ich lebte nur für die Wochenenden, die ich dann total dicht mit meinen Freunden verbrachte.

Mit der Zeit dachte ich mir: „Das hat doch alles keinen Sinn: Nur von Wochenende zu Wochenende leben, und sonst nur dahin zu vegetieren. Ich bekam schwere Depressionen und konnte nicht mehr schlafen. Ich wollte nicht mehr leben. Am 21. Januar 2000 sprang aus dem 6. Stock eines Hochhauses. Trotz schwerer Verletzungen überlebte ich wie durch ein Wunder. Nach 5 Monaten Krankenhausaufenthalt und Rehabilitation war ich dann wieder so fit, dass ich arbeiten konnte.

Mir ging's dann auch mehrere Monate wieder sehr gut, bis die nächste Depression kam. Wieder dachte ich, dass alles sinnlos sei und ich sowieso nie wieder glücklich werde. Als sich meine Gedanken nur mehr um Selbstmord drehten, ging ich freiwillig in die Psychiatrie, aber die Ärzte und Therapeuten konnten mir nicht helfen. Als ich wieder raus kam, ging's mir noch schlechter.

Meine Eltern steckten mich in eine christliche Einrichtung. Dort waren Menschen, die Probleme mit Drogen hatten, psychisch krank waren oder in einer Lebenskrise steckten. Ich lernte Leute kennen, die eine total kaputte Vergangenheit hatten, von ihrer Familie misshandelt wurden und keine

Berufsausbildung hatten.

Aber sie vertrauten auf Gott und sahen mit Zuversicht in die Zukunft. Das faszinierte mich.

Ein Mädchen dort schenkte mir einen Anhänger, wo ein Vers der Bibel draufstand: „Denn ich kenne die Pläne, die ich für euch habe, spricht der Herr, Pläne des Friedens und nicht zum Unheil, um euch Hoffnung und eine Zukunft zu geben.“ Ich dachte mir: Gott hat auch einen Plan für mich und mein kaputtes Leben. Ich hatte auch ein sehr schlechtes Gewissen, weil ich meine Eltern jahrelang angelogen hatte. Ich durfte erfahren, dass mir Jesus alles verzeiht, wenn ich ihn darum bitte.

Ich betete: „Jesus, ich habe versucht, mein Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Es ist im Endeffekt nur Mist herausgekommen. Bitte nimm du mein Leben in die Hand.“

Und Jesus hat wirklich etwas Gutes aus meinem Leben gemacht: Er hat mich geheilt von meiner psychischen Krankheit. Er hat mich frei gemacht von Drogen, Alkohol und Zigaretten.

Mir geht's jetzt seit 1 1/2 Jahren wirklich gut, und das ohne Medikamente oder Drogen.

Jesus hat meinem Leben wirklich einen Sinn gegeben. Jetzt.



Holger

Hallo, ich bin der Holger.

Ich habe schon immer nach der Wahrheit gesucht, und das mit all meiner Kraft. Aber ich merkte, wie ich immer weniger das fand, was ich suchte und wurde so zum Egoisten. Im Laufe der Zeit kristallisierten sich 4 Quellen, in denen ich versuchte, Erfüllung zu finden.

Kreative Selbstverwirklichung im Aufbau meiner eigenen Firma, in Beziehungen (von denen ich immer dachte, die Frau für's Leben gefunden zu haben), im Konsum von Drogen und jahrelanges Hardcore-Party-Feiern, und schließlich in der Meditation und spirituellen Selbstfindung. In all diesen Dingen habe ich immer einen Teil der Wahrheit gesehen, den ich gesucht habe und auch Erfüllung erlangt. Doch hat diese Erfüllung über kurz oder lang nachgelassen und ich musste wieder nachfüllen. Es ist eine Sucht, verbrauchen - nachfüllen - verbrauchen - nachfüllen... . Ich bemerkte eine Lücke in meiner Seele, in meinem Verstand und in meinem Herzen. Ich musste da was einfüllen, aber was konnte mich dauerhaft und ewig auffüllen? Mein Leben war leer, ich war zwar ein Meister darin, mir selbst und anderen was vorzumachen. ...ja der Holger der macht das alles super, bei dem läuft alles wie geschmiert, wie macht der das, dem geht's immer gut

und er hat alles... Doch eigentlich suchte ich das, wovon ich vorgab es längst schon zu haben. Dann kam eine Zeit in meinem Leben, in der über 2 Jahre hinweg alles zusammenbrach was ich dachte zu haben. Die Firma lief nicht mehr so gut und gab mir nichts mehr. Meine Verlobte trennte sich; trieb das Kind ab, das wir uns gewünscht hatten und ich musste wieder bei meiner Mutter einziehen.

Schließlich mischte einer Heroin in meinen Joint und ich bekomme einen Entzug. Ein anderer weiht mich in den Voodoo-Zauber ein und ich nahm Kontakt mit der Geisterwelt auf, mache Astralreisen. Da wurde mir bewußt, dass ich auf meiner Suche in die falsche Richtung gegangen war und ich mich nicht selbst erfüllen konnte. Ich habe meine Suche Jesus Christus übergeben und er findet jetzt für mich was mich erfüllt und ich vertraue ihm einfach.

Jesus Christus hat mich von mir selbst und meiner Suche befreit. Ich habe erkannt, dass die Lücke, die ich in meinem Herzen habe von Gott gegeben wurde, damit ich ihn, Jesus Christus, finde.

Bittet, und es wird euch gegeben werden; sucht, und ihr werdet finden; klopft an, und es wird euch aufgetan werden.

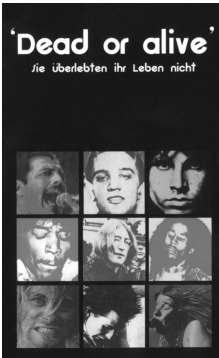
Denn jeder Bittende empfängt, und der Suchende findet, und dem Klopfenden wird aufgetan werden.

Bibel Matthäus 7, 7-8

Wenn du mit mir Kontakt aufnehmen willst. Hier meine e-mail Adresse:

holger@soulsaver.de

Dead or alive



Die Geschichte von Bernd Maiers Leben. Oder, die Story von einem, der sein Leben zu einem Dauerselbstmordversuch machte. Warum? Jährlich sterben bei uns etwa 1500 Jugendliche zwischen 15 und 25 nach einem Selbstmordversuch. Das ist die zweithäufigste Todesursache für Leute in diesem Alter.

No Hope in Dope



Der Joint verband: Spontan bekam ich vermeintlich tiefgehende Beziehungen zu wildfremden Typen. Tatsächlich beschränkten sich die Beziehungen aber weitgehend auf Drogenbeschaffung und das Ritual des gemeinsamen Kiffens. LSD. Mein erster Trip war eine phantastische psychedelische Reise. Die ganze Stadt schien ein surreales Gemälde zu sein, wie fließender Zuckerguss in einem Märchen aus 1001 Nacht, unwirklich, traumhaft schön und unheimlich intensiv. Ich mochte diese Droge. Sie schien meinen Geist für ungeahnte Möglichkeiten zu öffnen und kam mir nicht annähernd so gefährlich vor, wie ich gehört hatte. Dass LSD eine der gefährlichsten Drogen überhaupt ist, weil niemand wissen kann, wohin die Reise geht, von dieser Erkenntnis war ich Lichtjahre entfernt...

Franz, Freaks & Friends



Jeder kennt eine Gang, aber wir sind eine besondere Gang. In jeder Straße hängen Kids herum, fürchten sich vor dem Leben und warten, bis es beginnt. Manche Gangs sind gefährlich, aggressiv, sie klauen, zerstören und schlagen sich. Andere langweilen sich in Discos, ihr Motto: »Feiere, solange es geht, ausruhen kannst du, wenn du tot bist.« Andere bleiben vor der Glotze oder ihrem PC und verlernen langsam ihre Sprache. Unsere Gang ist total abgefahren. Franz, ein krimineller Ex-Junkie, war einer unserer Großen. Er war ganz unten. Kaum eine finstere Seite des Lebens war ihm fremd. Er lebte 20 Jahre als Schmarotzer, Straßendieb, Drogenhändler und Versuchskaninchen im Drogenlabor. 5 Jahre davon verbrachte er im Knast und in Nervenanstalten. Doch Franz hat's uns gezeigt. Er hat unserer Gang gezeigt, dass es bei Gott keine unmöglichen Fälle gibt. Gib dir dieses Buch und du wirst verstehen: »Wunder sind etwas Normales.«

**Weitere Bücher unter
www.clv.de**

Wenn du Fragen hast oder Hilfe brauchst, kannst du Kontakt mit uns aufnehmen.

Kontaktadresse:

Jesus House
Siegessäße 10
80803 München

Help, Infos, Kontakt, Leserbriefe & more bei:

www.do-not-click.de

Gerne schenken wir dir auch ein Neues Testament. Das ist das beste Powerbuch der Welt.

1. Auflage 2003

© 2003 by

clv · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 · 33661 Bielefeld

Internet: www.cLv.de

Satz: www.soulsaver.de

ISBN: 3-89397-522-5